

COUCH

ZEITSCHRIFT DES PSYCHOANALYTISCHEN SEMINARS INNSBRUCK

AUSGABE ACHT 2021



IMPRESSUM

Die Couch - Zeitschrift des Psychoanalytischen Seminars Innsbruck (PSI)

Redaktionsteam:

Astrid Engl, Farnas Ghorbanpour, Binja Pletzer, Christian Schöpf, Christoph Sporer & Lars Steffes

Herausgegeben von:

Psychoanalytisches Seminar Innsbruck

Anichstraße 40, 6020 Innsbruck

Vorsitzender: Dr. Christoph Fischer

Kontakt: +43 (0)512/575540

office@psi-innsbruck.at

www.psi-innsbruck.at

INHALT

DIE SPANISCHE GRIPPE, COVID-19 UND SIGMUND FREUD	4
INTERVIEWS ZUR CORONA-KRISE (FARNAS GHORBANPOUR)	9
DR. MARKUS FÄH	9
PROF. DR. JOACHIM KÜCHENHOFF	11
DR. ISABELLA DEUERLEIN	14
DR. MARKUS BRUNNER	17
DER AUTORITÄRE ENTERTAINER	19
THERAPEUTISCHE RÄUME IN FILM UND ANALYSE	33
RÜCKBLICK AUF DAS PROGRAMM AM PSI 2020	35
VORSCHAU AUF DIE COUCH - SONDERAUSGABE	36
KREUZWORTRÄTSEL	

EDITORIAL

Liebe Leser, liebe Leserinnen,

dass alles im Wandel begriffen ist, zeigt sich auch immer wieder in der Konstellation des Redaktionsteams. Dieses Jahr verabschieden wir Eva Rogina und Eva Huber. Liebe Eva R., wir bedanken uns ganz herzlich, nicht nur für dein Engagement in der Funktion als Chefredakteurin, das du seit der ersten Ausgabe der COUCH 2012 gezeigt hast, sondern auch für dein akribisch wachsames Auge, mit welchem du als Lektorin jeden einzelnen Text der Zeitschrift inspiziertest! Liebe Eva H., deine kreativen Einfälle werden uns fehlen! Die Mühe und Zeit, die du die letzten Jahre in die Layout Gestaltung investiert hast, wissen wir sehr zu schätzen, vielen Dank! Diese Aufgabe hat nun Christoph Sporer übernommen, den wir an dieser Stelle freudig willkommen heißen! Dass er frischen Wind ins Team bringt, sieht man schon am Cover 2021.

Im Vergleich der Layouts 2020 und 2021 spiegelt sich auch die Entwicklung des letzten Jahres wider. Die schillernde, bunt-bebilderte Jubiläumsausgabe steht einer farblich-visuell kargen Ausgabe 2021 gegenüber. Letztere legt damit Zeugnis ab, von den massiven Einschränkungen, die das gesellige Leben aufgrund der Maßnahmen im Umgang mit der Covid 19-Pandemie erfahren hat. Das Redaktionsteam war bemüht, das omnipräsente Sujet jenseits der Extremen zu thematisieren: weder eine hysterische Dramatisierung, welche in einer Sonderausgabe der COUCH gemündet wäre, noch eine abgeklärte Verleugnung, welche sich einer Thematisierung ganz entzogen hätte, würde dem Charakter einer psychoanalytischen Zeitschrift gerecht werden.

So finden Sie zu Beginn das Essay „Die spanische Grippe, Covid-19 und Sigmund Freud“, das uns dankenswerterweise Jeanne Wolff Bernstein für die COUCH zur Verfügung gestellt hat. Sie lässt durch Briefkorrespondenzen den Gründungsvater der Psychoanalyse zu Wort kommen, von dem die Spanische Grippe schmerzliche Verluste forderte. In einem kritischen Vergleich der damaligen und aktuellen Situation wird deutlich, dass sich eine Pandemie nicht (nur) durch ihr Genom definiert: wie man auch heute sieht, ist es die sozialpolitische Lage eines Landes sowie die unbewussten und bewussten Einstellungen gegenüber Leiden und Tod, die jedem Virus seine dynamische Gestaltungskraft verleihen.

Inwiefern die Regierungsmaßnahmen zu seiner Eindämmung die psychoanalytische Praxis beeinflussen und wie sich diese anhaltend-dominante Über-Ich Stimulierung psychodynamisch in der Bevölkerung niederschlägt, dazu wurden PsychoanalytikerInnen in Wien, München und Zürich befragt.

Mit dem nächsten Beitrag wird das thematische Feld erweitert, doch wie sich herausstellen wird, nicht ganz verlassen. Im Rahmen der Jahrestagung 2019 hatten alle Teilnehmenden die Möglichkeit, von Hans-Dieter König in die Methodik der Tiefenhermeneutik eingeführt zu werden. In einem lehrreichen Vortrag und anhand anschließender praktischer Anwendung auf eine Rede des damals noch FPÖ Mitglieds H.C. Strache wurde exemplifiziert, wie durch tiefenhermeneutische Rekonstruktion latente Sinnebenen und Bedeutungsstrukturen explizit gemacht werden können, um zum Verständnis sozialpsychologischer Phänomene beizutragen. Unter dem Titel „Der autoritärer Entertainer“ wurde der Vortrag verschriftlicht, welcher eine Fernsehrede des ehemaligen US-Präsidenten D. Trump untersucht, die, so der Autor, paradigmatisch für einen um sich greifenden „postmodernen Autoritarismus“ gelesen werden kann.

Er ist in zweifacher Hinsicht hochaktuell: erstens aufgrund der Unruhen, welche durch das Ende von Trumps Präsidentschaftsperiode um den Jahreswechsel ausgelöst wurden und zweitens aufgrund des zu beobachtenden Wiedererstarkens von Nationalismen, das durch die Covid-19-Pandemie zusätzlich befeuert wird. Als Beitrag in der Couch soll er als Aufruf dienen, die Funktion und Aufgabe der Psychoanalyse als Instrument der Kulturkritik (wieder) ernst zu nehmen.

Im letzten Beitrag kommen wir auf die psychoanalytische Praxis zurück. Die Ausbildungskandidatin Martina Brauns beschäftigt sich damit, wie die Ausgestaltung fiktiver psychotherapeutischer Praxisräume diverser TV-Sendungen von Vorstellungen über den psychotherapeutischen Prozess und von Phantasien über die Psychotherapeutin bzw. den Psychotherapeuten gelenkt werden und vice versa. Die Erörterung mündet in der Frage,

wem der therapeutische Raum eigentlich gehört und es stellt sich heraus, dass er selbst zu einem dynamischen Objekt innerhalb des Therapieprozesses wird.

Im letzten Teil der COUCH kann das Jahresprogramm des PSI nachgeblättert werden und der Institutsleiter Christoph Fischer gibt einen Ausblick auf die nächste Ausgabe der Zeitschrift. Abschließend können Sie, bei einem von der Ausbildungsgruppe zusammengestellten Kreuzworträtsel, die Lektüre ausklingen lassen.

Im Namen der Redaktion,
viel Vergnügen!

Mag. Mag. Astrid Engl, M.P.S. ist Psychotherapeutin/Psychoanalytikerin in Ausbildung unter Supervision am PSI und als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für psychosoziale Kommunikations- und Interventionsforschung tätig.

DIE SPANISCHE GRIPPE, COVID-19 UND SIGMUND FREUD

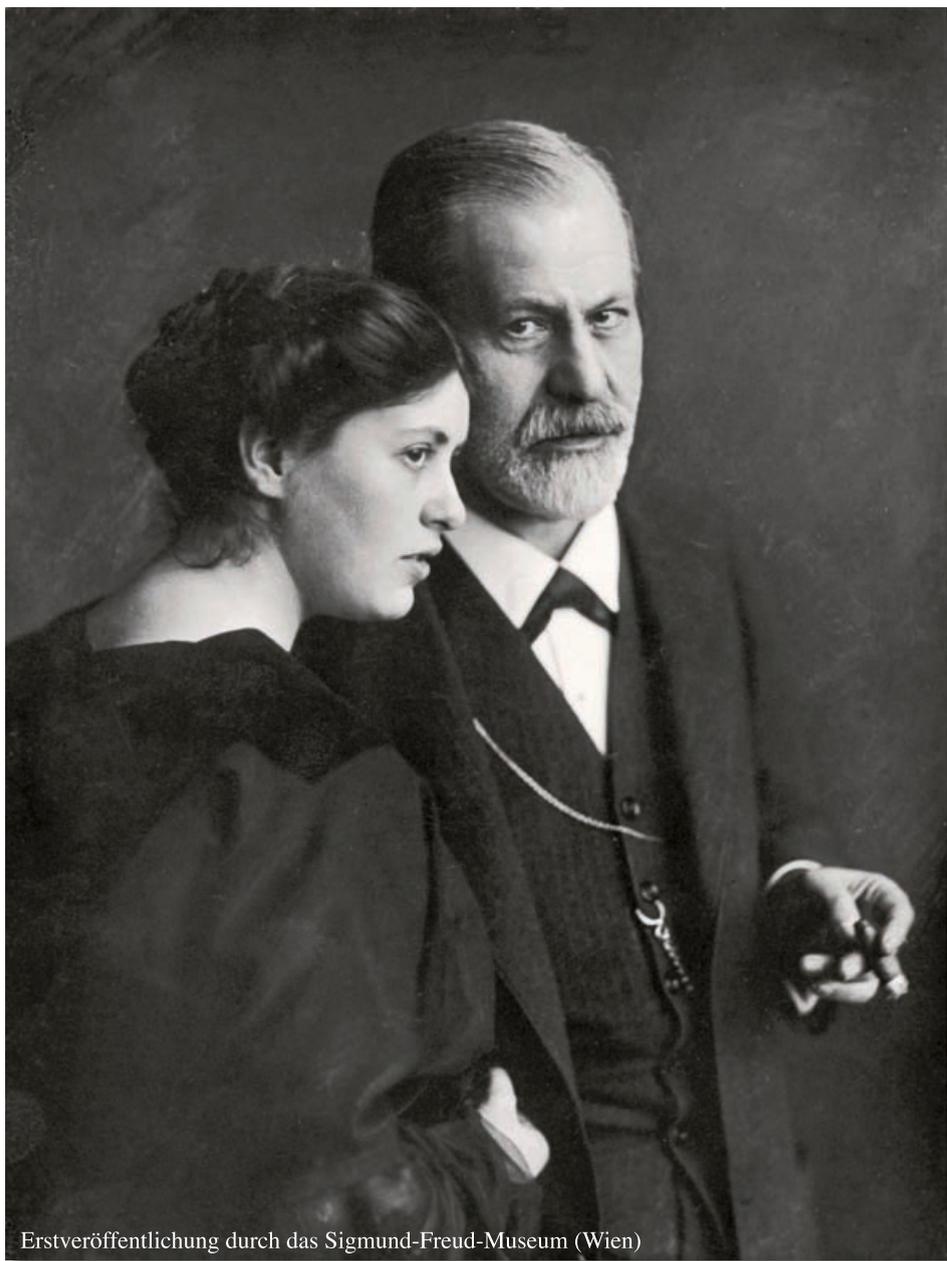
Was können wir aus der Geschichte lernen?

Ein Text von Jeanne Wolff Bernstein, Vorsitzende des Beirats der Sigmund Freud Privatstiftung

"Wenn wir nun sagen wir bekämpfen das Virus, wir werden es besiegen, so sprechen wir in Kriegsmetaphern, die eigentlich nicht auf das Virus zutreffen. Das zeigt, wie abstrakt die Situation ist. Wir haben nicht einmal eine angemessene Sprache dafür." (Annemarie Pieper, 2020)

Was wäre eine angemessene Sprache und wie soll man sie finden in Zeiten von Corona, in denen so viel Not und Tod während einer weltweiten Pandemie herrschen? Konfrontieren wir nicht wieder „eine Krise des Imaginären“ (siehe Tom Friedman, NYTimes, 2001, Crisis of Imagination) wie am 11. September 2001, wo wir zuerst auch keine passenden Worte finden konnten, um den Einsturz der „Twin Towers“ in New York zu beschreiben, nachdem ein Flugzeug in beide Türme geflogen war und diese zum Einsturz brachte? Heutzutage sind wir nicht mit einem brutalen terroristischen, politisch motivierten Akt konfrontiert, der uns sprachlos macht, sondern wir stehen einem unsichtbaren Virus gegenüber, das über eine Million Menschen infiziert und zehntausende Todesfälle in rasant schneller und höchst unerwarteter Weise weltweit gefordert hat.

Um eine Sprache, ein symbolisches System wieder zu finden, um das Reale sprachlich erfassen und die jetzige Katastrophe integrieren zu können, beschäftigte ich mich mit der Frage, wie Sigmund Freud selbst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wohl auf die damalige, höchst vernichtende Pandemie der Spanischen Grippe reagiert und wie er sie möglicherweise in seinen



Erstveröffentlichung durch das Sigmund-Freud-Museum (Wien)

Schriften verarbeitet hatte. Einzig bekannt war mir, dass Sophie Halberstadt-Freud, seine Lieblingstochter, sein „Sonntagskind“, am 25. Januar 1920 an dieser Virusinfektion gestorben war, und dass ihr Tod wie auch der ihres jüngsten Sohnes, Heinerle, drei Jahre später eine tiefe, erst später erkannte Trauer und Verzweiflung in Freud ausgelöst hatte. Den Tod von Sophie teilt er seiner Mutter Amalie am 26. Januar 1920 mit folgenden Worten mit:

Liebe Mutter, heute habe ich eine traurige Nachricht zu geben. Unsere teure, blühende Sophie ist gestern früh an einer rasch verlaufenden Grippe mit Lungenentzündung gestorben. Wir haben es mittags durch ein Gespräch mit Minna in Reichenhall erfahren. Oli(ver) und Ernst sind von Berlin aus zu Max gereist. Robert und Mathilde fahren am Neunundzwanzigsten dieses Monats, um wenn möglich dem vereinsamten

Mann beizustehen. Martha ist zu elend, man könnte ihr die Reise nicht zutrauen, und Sophie hätte sie doch nicht mehr am Leben angetroffen. Es ist das erste unserer Kinder, das wir so überleben müssen. Was Max tun, was mit den Kindern geschehen wird, wissen wir natürlich noch nicht. Ich hoffe, Du wirst es ruhig hinnehmen, man muss sich ja auch das Unglück gefallen lassen. Trauer um die prächtige, lebensstüchtige Kleine, die so glücklich mit Mann und Kindern war, ist aber erlaubt.

Ich grüße Dich herzlich,
Dein Sigm
(Ernst Freud, 1960, S. 326)

Einen Tag später schreibt Freud an Oskar Pfister, seinen Freund, den Schweizer Pastor:

Lieber Herr Doktor,
(...) Am selbigen Nachmittag erhielten wir die Nachricht, daß unsere liebe Sophie in Hamburg von einer Grippe-Lungenentzündung hinweggerafft worden ist, so weggerafft aus blühender Gesundheit, aus voller Lebenstätigkeit als tüchtige Mutter und zärtliche Frau, in vier oder fünf Tagen, als wäre sie nie dagewesen. Wir waren schon seit zwei Tagen besorgt um sie, hatten aber doch Hoffnung; aus der Ferne ist das Urteilen ja so schwer. Und diese Ferne muss eine Ferne bleiben; wir konnten nicht wie wir wollten, sofort nach der ersten alarmierenden Nachricht reisen; es ging kein Zug, auch kein Kinderzug. Die unverhüllte Brutalität der Zeit drückt auf uns. Morgen wird sie eingäschert, unser armes Sonntagskind! Erst übermorgen können unsere Tochter Mathilde und ihr Mann, dank einer unverhofften Konstellation von einem Ententezug mitgenommen, sich auf den Weg nach Hamburg machen; unser Schwiegersohn war zum mindesten nicht allein; zwei unserer Söhne,

die in Berlin waren, sind bereits bei ihm, und Freund Eitingon ist mit ihnen gefahren. Sophie hinterläßt zwei Söhne, von sechs Jahren und von dreizehn Monaten und einen untröstlichen Mann, der das Glück dieser sieben Jahre jetzt teuer bezahlen wird. Das Glück war nur zwischen den beiden; nicht äußerlich: Krieg, Einrückung, Verwundung, Aufzehrung ihrer Habe, aber sie waren tapfer und heiter geblieben. Ich arbeite, so viel ich kann, und bin dankbar für die Ablenkung. Der Verlust eines Kindes scheint eine schwere, narzißtische Kränkung; was Trauer ist, wird wohl erst nachher kommen. (Ernst Freud, 1960, S. 327)

Und an Sandor Ferenczi schreibt er am 4. Februar, ein paar Tage später:

(...) Machen Sie sich um mich keine Sorgen. Ich bin bis auf etwas mehr Müdigkeit derselbe. Der Todesfall, so schmerzvoll er ist, findet doch keine Lebenseinstellung umzuwerfen. Jahrelang war ich auf den Verlust der Söhne gefaßt, nun kommt der der Tochter; da ich im tiefsten ungläubig bin, habe ich niemanden zu beschuldigen und weiß, daß es keinen Ort gibt, wo man eine Klage anbringen kann. (...) Ganz tief unten wittere ich das Gefühl einer tiefen, nicht verwindbaren narzißtischen Kränkung. Meine Frau und Annerl sind im menschlicheren Sinn schwer erschüttert. (Ernst Freud, 1960, S. 327-328)

Die Trauer kam später, aber was nicht mehr kam, war ein Rückblicken auf die Auswirkungen der Spanischen Influenza auf das eigene Schaffen und auf die Spuren, die die damalige Pandemie bei den anderen Familienmitgliedern hinterlassen hatte. Dank der Korrespondenz mit Karl Abraham können wir aber erfahren,

dass Freuds Frau Martha bereits im Mai 1919 an einer „Grippenpneumonie“ erkrankt war. „Meine Frau liegt jetzt mit einer echten Grippenpneumonie, aber es scheint gut zu verlaufen, man rät uns keine Sorge zu haben“ (Freud / Abraham 2009, S. 620). Durch eine daran angeknüpfte Fußnote von Ernst Falzeder und Ludger Hermanns, erfahren wir jedoch, dass „Martha Freud sich von dieser Grippe monatelang nicht erholen sollte. 1918—1919 wütete die sogenannte Spanische Grippe, der mehr Menschen zum Opfer fielen als durch den Ersten Weltkrieg, darunter Freuds Tochter Sophie (gest. 25.1.1920)“ (ebd., 2009, S. 621). Nach ihrer Genesung entschließt sich Martha in das Sanatorium von Parsch zu gehen und Freud fährt mit seiner Schwägerin Minna in das etwas teure Sanatorium in Bad Gastein, was ihn dazu veranlasst, an Karl Abraham am 6. Juli 1919 Folgendes zu schreiben:

Meine Frau ist, darf ich sagen, völlig hergestellt. Sie reist am 15. des Monats in das Sanatorium Parsch bei Salzburg, gleichzeitig fahre ich und meine Schwägerin nach Gastein. Ihr Arzt besteht auf einen Versuch mit Höhenklima bei ganz ruhigem Leben. Meine Tochter bemüht sich um Einreise ins Bayerische bei Reichenhall in Gemeinschaft mit einer Freundin (Margarete Rie, Anm. JWB). Verwundern Sie sich nicht, dass wir in diesen Zeiten so teure Aufenthalte wählen. Alles in der Nähe von Wien ist noch teurer, fast unerschwinglich, **die meisten Sommerurlaube sind gesperrt, alles was mit Reisen ins Ausland zusammenhängt, ist noch immer unerträgliche Plackerei. Und man will doch nicht ganz auf die mögliche Erfrischung, so lange es warm ist, verzichten. Wer weiß wie viele von uns den nächsten Winter, von dem Böses zu erwarten ist, überstehen**

werden. Auch regt die Sicherheit des materiellen Untergangs als Folge unserer staatlichen Situation gerade nicht zu Sparsamkeit an. (ebd., S. 624, Hervorh. JWB)

Abgesehen von der Nonchalance, mit der Freud seinem Kollegen Abraham mitteilt, dass er mit Minna in das teure Sanatorium fährt, anstatt mit seiner Frau Martha nach Parsch bei Salzburg, erfahren wir auch an anderer Stelle, dass noch drei weitere Kinder von Freud an der Influenza erkrankt waren: Anna, Ernst und Mathilde. Von ihren Erkrankungen ist kaum die Rede, denn Freud hält sich im Hinblick auf diese Krankheitsfälle gegenüber seinen Freunden und Kollegen bedeckt. Hinzu schlummert im Hintergrund auch noch Freuds Sorge um seinen Sohn Martin, der zu Kriegsende noch in Kriegsgefangenschaft ist.

Am 2. Dezember 1918 schreibt Freud seinem Freund Abraham, dass sein Sohn Martin noch nicht heimgekehrt ist, „(...) alle Auskünfte deuten darauf hin, dass sein ganzer Truppenkörper kampflös gefangen genommen wurde, das wäre also nicht das Ärgste; über sein persönliches Schicksal seit 25. Oktober keine Nachricht. Ernst ist in München, Oli unberaubt zu Hause. **Die Einschränkungen sind arg bei uns, die Unsicherheiten groß, Praxis natürlich geringfügig.**“ (ebd., S. 604, Hervorh. JWB). Zwei Wochen später weiß Freud immer noch nicht, wo Martin gefangen gehalten wird, und “das trägt zur gedrückten Stimmung dieser Zeiten bei.“ (ebd., S. 607). Erst am 19.1.1919, drei Monate nach der ersten Auskunft seiner Inhaftierung, erfährt Freud, dass Martin in Genua festgenommen wurde. Im Juli, also zu jener Zeit zu der Martha, Minna und Freud in getrennte Sanatorien fahren, wird Martin aus

der Kriegsgefangenschaft entlassen und kehrt nach Wien zurück.

Im Gegensatz zu unserer heutigen Covid-19-Pandemie, scheint die Spanische Influenza für Freud nur ein arger Nebenschauplatz gewesen zu sein in Anbetracht aller anderen Nöte und Schicksalschläge, denen er ausgesetzt war. Durch das Lesen seiner verschiedenen Briefe zu einer Zeit in der er unter anderem „Das Tabu der Virginität“ (1918), „Das Unheimliche“ (1919) und „Ein Kind wird geschlagen“ (1919) verfasst hatte, war er fast tagtäglich mit Nahrungs- und Heizungskosten sowie wirtschaftlichen Einschränkungen aller Art konfrontiert. „Die Einschränkungen sind arg bei uns, die Unsicherheiten groß, Praxis natürlich geringfügig“ und „im Zimmer bitterkalt“, schreibt er an Abraham am 2. Dezember 1918 und dann wieder am 9. Februar 1919 (ebd., S. 604, S. 610).

Die Spanische Grippe – „spanisch“ genannt, weil Spanien kein Presseverbot hatte und somit relativ frei und weltweit über die Ausbreitung der Seuche berichten konnte – waren die „spanischen“ Viren, aus den USA (Haskell County, Kansas State) von amerikanischen Soldaten nach Europa eingeschleppt worden. Die Spanische Grippe war eng mit dem Kriegsgeschehen in Europa verbunden, denn mit dem Einmarsch der US-Soldaten auf französischem Boden kam der eigentlich noch größere „Killer“ nach Europa. Was als Unterstützung und Hilfe der Alliierten galt, entpuppte sich im Nachhinein als der heftigere tödliche Faktor. Es gibt unzählige Parallelen zwischen der damaligen und heutigen Pandemie, angefangen von den Symptomen (trockener Husten, hohes Fieber, Schüttelfrost, Lungenentzündung) und dem Verlauf der Krankheit (wenn man die Ent-

zündung nicht überlebte, trat der Tod gewöhnlich nach neun bis zehn Tagen ein, die Überlebenden klagten über schwere Müdigkeit und darauffolgende Depressionen) über die ersten Gerüchte – „fake news“ – über den Verlauf und die Ausbreitung der Krankheit (die Grippe sei durch Konservendosen aus Spanien importiert und diese wären wiederum von den Deutschen vergiftet worden) bis hin zur Überwältigung angesichts der großen Anzahl der Toten (trotz eingeleiteter Quarantänemaßnahmen stieg die Anzahl von 2.800 im August auf 12.000 Tote im September allein in den USA).

Und doch warnt die Historikerin Elisabeth Dietrich Dam, der Universität Innsbruck, die beiden Epidemien nicht zu leichtfertig miteinander zu vergleichen. Sie vertritt den Standpunkt, dass der Weltkrieg und die Kriegsziele immer vordergründig blieben: „Soldaten wurden in Eisenbahnen und Schiffen zusammengeballt, verfrachtet, und wenn einer von ihnen erkrankt war, steckte er die gesamte Truppe an. Die Quarantäne und Isolierungsmaßnahmen, die Regierungen in ganz Europa ergriffen haben und die der Eindämmung der Corona Pandemie dienen, waren im Ersten Weltkrieg nicht möglich.“ (Dietrich-Daum, 2020).

Der Blick zurück in die Vergangenheit hilft womöglich, die jetzige Covid-19-Pandemie besser einzuschätzen und in ein symbolisches System einzugliedern. Es scheint wahrscheinlich, dass wir uns auf mehrere Etappen der Pandemie vorbereiten müssen, denn auch die Spanische Grippe dauerte zwei Jahre, von 1918 bis 1920, und wirkte sich weltweit in drei aufeinanderfolgenden Wellen aus. Eines können wir auch anhand der Unterschiede dieser Pandemien, die beinahe hundert Jahre ausein-

ander liegen, lernen. Im Gegensatz zu Covid-19 starben an der Spanischen Grippe hauptsächlich jüngere Menschen (20- bis 40-Jährige) und durch den Ersten Weltkrieg verbreitete sich die Influenza nochmals breiter und forderte am Ende fast 50 Millionen Todesopfer, weitere 500 Millionen wurden infiziert. Im Gegensatz zur damaligen „Lungenpest“ haben wir außerhalb des afrikanischen Kontinents keine großen Kriege zu kämpfen. Zugleich sieht sich Europa noch nicht einmal im Stande, den paar tausenden Flüchtlingen zu helfen, die auf der Flucht vor dem syrischen Krieg in griechischen Flüchtlingslagern verharren müssen. Wir bekämpfen keine Hungersnot, unsere Überlebenschancen sind durch neu gewonnene Sicherheitsmaßnahmen weit höher als damals und neu gefundene Medikamente und Impfungen sind auf dem Weg. Die Frage jedoch, warum Sigmund Freud die Spanische Influenza in seinen Schriften kaum erwähnt, ist wohl durch seine enge Verstrickung mit den „alltäglichen“ Kriegsbegebenheiten, die der Erste Weltkrieg mit sich brachte, zu verstehen. Der enorme Unterschied zwischen der Anzahl der Kriegsoffer und jener der Spa-

nischen Influenza wurde aufgrund der Informations- und Nachrichtenlage erst im Nachhinein bekannt, sodass zu Freuds Lebzeiten die Differenz zwischen den an der Pandemie Verstorbenen und den im Krieg Gefallenen kaum auseinander zu halten war. Hinzu kommt, dass der vom Menschen selbst inszenierte Tod – wie ein Krieg, der vermeidbar wäre – eine komplexere Analyse der menschlichen Lust/Unlust an Gewalt erfordern würde im Unterschied zu den Folgen einer unsichtbaren Pandemie, der man relativ hilflos ausgeliefert ist.

Trotzdem sollten wir uns immer wieder an die Worte von Sigmund Freud erinnern, die uns heute, wie ein Echo aus der Ferne erreichen:

„Si vis vitam, para mortem – Wenn Du das Leben aushalten willst, richte Dich auf den Tod ein.“ (Freud, 1915, S. 355).

Wie schon angedeutet, konnte Freud sich seiner tiefen Trauer erst hingeben, als sein kleiner Enkel Heinerle, der jüngste Sohn von Sophie am 19. Juni 1923 starb. Drei Jahre später, am 15. Oktober 1926, schreibt Freud an Ludwig

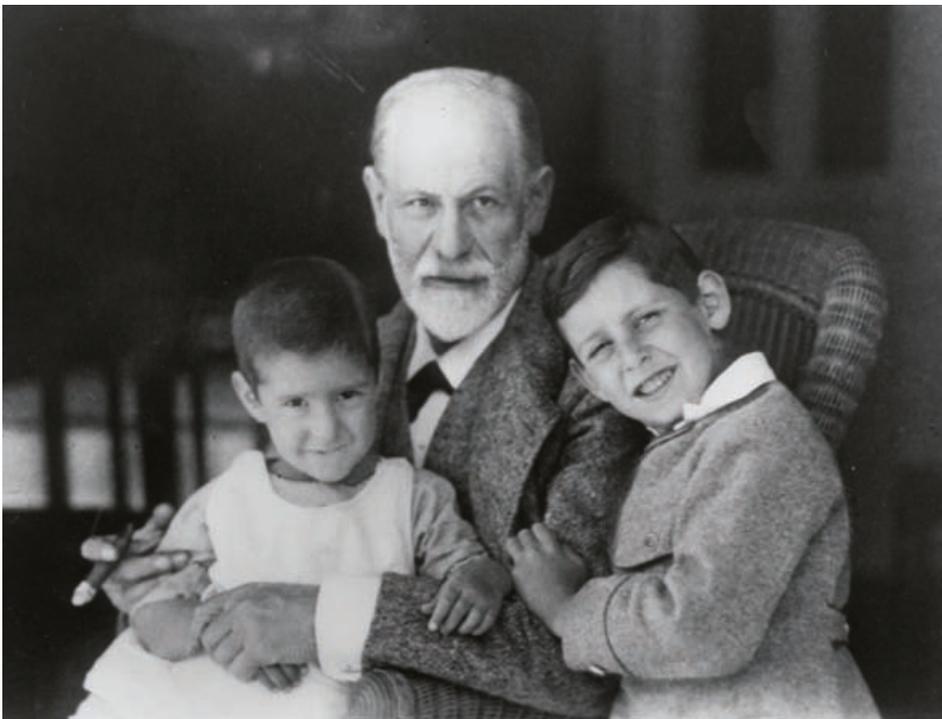
Binswanger die folgenden Zeilen:

„Dieses Kind hat für mich den Platz aller meiner anderen Kinder und Enkelkinder eingenommen, und seitdem, seit Heinerles Tod, kümmere ich mich nicht mehr um meine anderen Enkelkinder und empfinde auch keine Lust mehr am Leben. Das ist auch das Geheimnis meiner Gleichgültigkeit/Indifferenz – was man Mut genannt hat – in Anbetracht der Bedrohung auf mein eigenes Leben.“

Und im Jahre 1929 antwortet er Ludwig Binswanger am 11. April 1929 (der der 36. Geburtstag seiner Tochter Sophie gewesen wäre):

„Man weiß, daß die akute Trauer nach einem solchen Verlust ablaufen wird, aber man wird ungetröstet bleiben, nie einen Ersatz finden. Alles, was an die Stelle rückt, und wenn es sie auch ganz ausfüllen sollte, bleibt doch etwas anderes. Und eigentlich ist es recht so. Es ist die einzige Art die Liebe fortzusetzen, die man ja nicht aufgeben will.“ (Ernst Freud, 1960, S. 383).

Dieses sind erstaunliche Worte von einem Mann, der in seinen theoretischen Schriften wie in „Trauer und Melancholie“ (1915/1917) davon spricht, dass die Trauer ein begrenzter Prozess sei, der, wenn vollendet, neue Liebesfähigkeiten zu neuen Objekten knüpfen lasse, und der behauptet, dass jegliche andauernde Trauer Zeichen einer Melancholie sei, in der das Subjekt das verlorene Objekt inkorporiert, welches sich dann gegen das Ich wendet und es mit Klagen und Vorwürfen überwältigt und das verlorene Objekt somit nie aufgeben muss. „Wir sehen bei ihm (dem Melancholiker, JWB), wie sich ein Teil des Ichs dem anderen gegenüberstellt, es kritisch wertet, es gleichsam zum Objekt nimmt.“ (Freud, 1915/1917, S. 433).



Erstveröffentlichung durch das Sigmund-Freud-Museum (Wien)

Die Idee, dass ein Verlust eine andauernde, offene Wunde hinterlässt, die durch kein neues Objekt ersetzt werden kann und dass dieses der Beweis einer bestehenden und andauernden Liebe sein könnte, lässt sich in seinem späteren theoretischen Werk nicht mehr auffinden*.

Freuds späte Erkenntnis einer untröstlichen Liebe und eines andauernden Trauerprozesses weist aber möglicherweise darauf hin, dass eine am Anfang „abstrakte Situation“ (Annemarie Pieper) oder unmögliche Situation, wie Lacan das Reale im Seminar XI beschreibt, eventuell in eine symbolische, affektive Sprache übersetzt werden kann, denn auch in einem traumatischen Geschehen wie der Covid-19-Pandemie „geht es um ein Rendez-vous mit dem Realen, zu dem wir stets gerufen sind, das sich jedoch entzieht.“ (Lacan, 1963/64, 2015, S. 59).

Was zuerst nur mit Nummern, Statistiken, Graphen und „Fakten“ eingefangen werden kann, da die Sachverhalte überwältigend und unvorstellbar sind, wird möglicher Weise erst nachträglich in einer veränderten Sprache Halt finden können, die nicht nur registriert, informiert und erregt, sondern auch einen symbolischen Raum bietet, in dem die emotionalen Verluste Form annehmen können und Wiederhall finden.

Literatur:

Dietrich-Daum, Elisabeth (2020), „Nicht mit historischen Seuchen vergleichbar“, online abrufbar unter: <https://www.uibk.ac.at/newsroom/nicht-mit-historischen-seuchen-vergleichbar.html.de>

Freud, Sigmund (1915/1917): Trauer und Melancholie, GW X, 428-446.

Freud, Sigmund (1915): Zeitgemäßes über Krieg und Tod. GW X, 324-355.

Freud, Ernst (1960): Briefe 1873-1939, S. Fischer Verlag.

Sigmund Freud / Karl Abraham: Briefwechsel 1907-1925, Vollständige Ausgabe, Herausgegeben von Ernst Falzeder & Lidger M. Hermanns, 2009, Turia und Kant.

Sigmund Freud / Sandor Ferenczi: Briefwechsel, Herausgegeben von Ernst Falzeder & Eva; 1996, Böhlau, Wien.

Lacan, Jacques: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, Seminar XI, (1963-1964). Übersetzt von Norbert Haas, Turia und Kant (2015).

Lohl, Jan (2016): „Dem Psychologen aber ist die Trauer ein großes Rätsel.“ Überlegungen zu Freuds Theorien der Trauer und ihrem gesellschaftlichen Kontext“, Vortrag, SFU Universität Wien, Oktober 2016.

Pieper, Annemarie, (2020), Interview mit Annemarie Pieper, Tagblatt, 25. März.

Spanische Grippe auf Wikipedia unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Spanische_Grippe

Über die Autorin:

Jeanne Wolff Bernstein, Ph.D. ist Vorsitzende des Beirats der Sigmund Freud Privatstiftung. Sie lebt als Psychoanalytikerin in Wien und New York.



* Vgl. dazu den Vortrag von Jan Lohl, „Dem Psychologen aber ist die Trauer ein großes Rätsel. Überlegungen zu Freuds Theorien der Trauer und ihrem gesellschaftlichen Kontext“, Sigmund Freud Universität Wien, 2016.

TRIEBVERZICHT, DAS UNHEIMLICHE UND EIN NEUES SETTING – INTERVIEWS ZUR PSYCHOANALYTISCHEN PERSPEKTIVE AUF DIE CORONAPANDEMIE

Covid-19 bestimmt seit mehr als einem Jahr in vielerlei Hinsicht als Dauerausnahmestand unseren Alltag. Jenseits der allgegenwärtig diskutierten medizinischen Konsequenzen sind weitreichende gesellschaftliche Folgen zu verzeichnen, die ihren deutlichsten Ausdruck wohl in gewalttätigen Protesten gegen die Coronamaßnahmen finden. Auch jenseits greller Verschwörungstheorien hat sich eine allgemeine Verunsicherung breitgemacht, die die medizinische und politische Herausforderung widerspiegelt, auf eine sich stetig wandelnde Situation zu reagieren und nicht selten die eigene Realitätsprüfung infrage stellt. Die umfassenden Maßnahmen können in vielerlei Hinsicht als Triebverzicht interpretiert werden, der Frustration und Aggression erzeugt. Diese suchen sich Objekte – sei es die locker sitzende Maske eines Passanten oder die Regierung. Neben der Reaktion auf staatlich induzierte Maßnahmen

zeigen sich verschiedene Abwehrformationen gegen die Pandemie selbst: durchaus politisch genutzte Kriegsmetaphern, apokalyptische Szenarien und Projektionen des unheilvollen Unheimlichen, das von außen eindringt – in unsere Körper oder aber in eine Gemeinschaft.

Nach den so entstandenen Figuren und Symboliken des kollektiven Unbewussten einer Gesellschaft in der Pandemie fragen die folgenden Interviews, angefangen beim Horten von Toilettenpapier über das Lacan'sche Imaginäre in den bestehenden Fantasien bis hin zur Interpretation der Einschränkungen als Über-Ich-Verbote. Aber auch der Kapitalismus und die Auswirkungen von Covid-19 auf ökonomische und Gendergerechtigkeit sind Thema. Ein besonderes Augenmerk wird auf die Folgen des Social Distancings für das psychoanalytische Setting und seine Veränderungen gelegt, die

Grundprinzipien analytischer Therapie betreffen und vor neue Herausforderungen stellen. Inwiefern in der Pandemie aber ebenso eine Chance für psychoanalytische Arbeit liegt, indem sie als Vergrößerungsglas bestehender Konflikte dient, wird ausführlich illustriert.

Farnas Ghorbanpour MA ist Psychoanalytikerin und Psychotherapeutin in Ausbildung unter Supervision am PSI sowie Straßensozialarbeiterin und Sozialpädagogin.



INTERVIEW MIT DR. MARKUS FÄH

Wie verändert die Pandemie unsere Gesellschaft auf globaler Ebene?

Aus psychoanalytischer Sicht muss man sich überlegen, was die Maßnahmen gegen die Ausbreitung von COVID-19 auslösen. Im Grunde herrscht im Moment eine medizinisch inspirierte Diktatur. Die Medizin – also Epidemiologie, Infektiologie, Virologie usw. – möchte uns - mit besten Absichten natürlich - vor dieser Corona-Epidemie schützen. Die in jedem Land vorhandenen Expertenräte diskutieren über Gebote und Verbote, und aus psychoanalytischer Sicht geht es bei Geboten und Verboten immer

ums Über-Ich. Die gegenwärtige Situation verstärkt – und das kann man auch klinisch beobachten – die Grausamkeit und Stärke des Über-Ichs in jedem von uns und auch im gesellschaftlichen Kontext. Welche langfristigen Auswirkungen daraus resultieren, kann man jetzt noch nicht sehen, da wir mitten in dieser Pandemie stehen. Man sieht aber schon jetzt, dass gerade bei jungen Menschen Depressionen zunehmen – passive Symptome von Lethargie, Passivität, Lustlosigkeit nehmen zu. Junge Leute, die noch nicht fest gebunden sind und sich im Sozialen austoben wollen, leiden mehr unter diesen Verzichtseleistungen. Diese Zwischenbilanz

kann man ziehen. Welche Folgen das für die psychische Struktur und den Zusammenhalt in der Gesellschaft hat, muss Gegenstand psychoanalytischer Forschung sein.

Erleben wir gerade einen kollektiven Triebverzicht?

Sicher! Eine gewisse Triebbefriedigung ist immer noch möglich, die Leute können nach wie vor miteinander schlafen, sie können sich küssen – wenn sie sich schon kennen! Aber die Vorbereitungs-handlungen, dass man auf Partys gehen kann, all die sozialen Anlässe, die hoch aufgeladen sind mit Triebbefriedigung – das ist

alles verboten. Das sind enorme Verzichtleistungen, und das wird eindeutig zu wenig beachtet. Wir sehen jetzt auch, wer die Szene beherrscht, es sind die Leute Ü50. Ausnahme ist Bundeskanzler Kurz in Österreich, in den meisten Ländern regieren jedoch die Vorrentner und Rentner, die von der Krankheit etwas stärker bedroht sind. Es sind meist diese Leute, die ohne grosse Empathieleistung gegenüber jungen Menschen von diesen grosse Verzichtleistungen fordern. Meiner Meinung nach wird viel zu wenig klar betont und anerkannt, was für ein enormer Verzicht da verlangt wird, dieser Aspekt wird quasi ignoriert. Das ist kommunikativ das schwerste Versagen, und mich erstaunt eher, dass das nicht mehr Gegenwehr auslöst.

Was motiviert die Menschen dazu, die Maßnahmen der Regierungen zu befolgen?

Das Über-Ich, unsere innere grausame Instanz, die ohnehin gegen jegliches Vergnügen opponiert! Jetzt wird Unterwerfung verlangt: Der Staat sagt, ihr dürft euch nicht mehr treffen und wenn ihr euch trifft, dann hagelt es Bußen. Die staatliche Macht im Bunde mit der medizinischen Vernunft verlangt Gehorsam, und das korrumpierbare Ich, um einen Ausdruck von Freud aufzunehmen – liebedienert und ist gegenüber den Forderungen des Gewissens fügsam.

Die Pandemie wird oft mit Kriegsmetaphern beschrieben, wie denken Sie darüber?

Das ist eine der gängigen Metaphern, das Virus wird anthropomorphisiert, vermenschlicht. Und wenn man diesen Schritt macht und dem Virus irgendeine gemeinen Absichten unterstellt – das Virus terrorisiert uns, wir müssen den Krieg dagegen gewinnen – dann

denkt man in einer Kriegslogik, die immer sehr beliebt ist, wenn es um einfache Problemlösungen geht. Deshalb stützen benutzen viele PolitikerInnen zur Rechtfertigung der einschneidenden Verichtsmaßnahmen eine kriegerische Rhetorik.

Womit konfrontiert uns Covid-19 am meisten?

Schlicht und einfach mit Krankheit und dem Tod! Also mit dem, was wir alle am liebsten vom Radar haben, die Verleugnung des Todes gehört zur menschlichen Abwehrausstattung. Aber der Tod gehört nunmal zum Leben, und deshalb sind Aussagen wie „Jeder Tote ist ein Toter zu viel“ haarsträubende Dramatisierungen und sowohl psychoanalytisch wie auch philosophisch gesehen völliger Unsinn! Fakt ist: Diese Krankheit verkürzt möglicherweise unser Leben, sterben müssen wir alle, früher oder später. Da würde eine nüchternere Betrachtungsweise schon helfen. Man sollte es nicht zum alleinigen und absoluten Ziel erheben, um jeden Preis Todesfälle zu verhindern. Die medizinische Zielsetzung muss abgewogen werden gegenüber anderen Gütern wie Freiheit und Würde – das Verhindern von Tod darf nicht die alleinige Richtschnur für politisches Handeln sein.

Wie beeinflussen die Pandemie und im Speziellen die Maßnahmen die psychotherapeutische und psychoanalytische Arbeit, die ja auf persönlichen Begegnungen basieren?

Die Schweiz hat nur im März/April einen harten Lockdown gemacht, die Arztpraxen blieben immer offen. Jeder Psychoanalytiker musste selber zusammen mit den PatientInnen entscheiden, wie die Arbeit fortgeführt wird. Ich habe das mit meinen Patienten besprochen und drei Wochen dicht

gemacht, aber nachher habe ich gemerkt, dass man sich ganz gut schützen kann in einer Praxis, mit Lüften, Masken, Social Distancing und Plexiglasscheiben zwischen Couch und Sessel – man kann verschiedene Sachen machen, um Infektionen auf ein Mindestmaß zu reduzieren, und seither arbeite ich mit diesem etwas merkwürdigen Corona-Setting. Dazu gehört auch die Absprache in jedem analytischen Paar von Analytiker und Patient, dass bei begründetem Verdacht einer Ansteckung ein Test gemacht und bis zur Klärung auf Online- oder Telefon-Therapie umgestellt wird. Nach einem negativen Test oder dem Beenden einer Corona-Quarantäne gehen wir wieder zurück ins normale Setting. Das hat sich gut bewährt. Ich halte es für übertriebene Panikmache, die Praxen ganz zu schließen, man kann sich in einer Praxis ziemlich gut schützen gegen eine Infektion.

Ist es noch Psychoanalyse, wenn man sich im virtuellen Raum oder am Telefon trifft?

Man kann immer analytisch arbeiten! Es gibt ja zum Beispiel auch Skype-Analysen. Es geht schon, aber man muss auch klar festhalten, dass es nicht das Gleiche ist. Das virtuelle Setting kann sehr stark zum Widerstand verwendet werden. Und die körperliche Anwesenheit der beiden Partner im Raum hat auch etwas Erotisches und Sinnliches, das für die Wünsche in der Analyse sehr wichtig und gleichzeitig notwendigerweise sehr beunruhigend und beängstigend ist. Wenn das fehlt, habe ich die Beobachtung gemacht, dass der Analyse ein Element des unmittelbaren, sinnlich Triebhaften fehlt. Gewissen PatientInnen, vor allem den Obsessiv-Kompulsiven, kommt das eher entgegen, da sie sich vor bedrohlichen intensiven Gefühlen geschützt fühlen, während die

HysterikerInnen eher darunter leiden.

Was passiert durch die Umstellung auf virtuelle Stunden mit der Abstinenz?

Sie meinen, dass PatientInnen persönliche Dinge im Hintergrund, wie beispielsweise ein Gemälde oder eine Flasche Wein zu sehen bekommen?

Ja, genau. Sehen Sie das kritisch?

Ich habe eher bei PatientInnen die Fantasie beobachtet, dass sie das Gefühl haben, einen Hausbesuch zu bekommen – dann haben sie in ihrer Fantasie den Analytiker oder die Analytikerin bei sich zu Hause. Grundsätzlich finde ich langfristig betrachtet die Stunden über Videotelefonie für den Prozess nicht gut. Ich mache sie nur, um eine Verdachtszeit oder eine Quarantäne zu überbrücken.

Von Freud stammt das Zitat, dass die Psychoanalyse in akuten krisenhaften Zuständen nicht zu ge-

brauchen sei. Wie sehen sie das in der aktuellen Krise?

Das Zitat stammt aus einem sehr speziellen Zusammenhang.

Ja, damals fand gerade der Einmarsch der Nazis in Österreich statt.

Wenn die AnalytikerInnen selbst in grosser Angst vor Verfolgung und Verhaftung leben müssen, ist natürlich der analytische Raum zerstört. Da geht es aber eher um die Psychoanalyse in einer politischen Diktatur. Unter der aktuellen Belastung und Diktatur des medizinischen Diskurses würde ich die Aussage aber umdrehen und sagen, dass die Psychoanalyse jetzt besonders gefordert ist. PsychoanalytikerInnen müssen versuchen zu verstehen, was diese neue Situation für Auswirkungen auf ihre eigene Psyche, die Psyche der PatientInnen und natürlich auch auf das gesellschaftliche Ganze hat.

Bringt die aktuelle Krise auch Chancen für das Unbewusste?

Das Unbewusste braucht keine Chancen, es ist einfach ein Faktum. Man könnte sagen, dass Corona wie ein Vergrößerungsglas wirkt. Dank Corona sehen wir bestimmte Stressreaktionen, Regressionen und Reaktivierungen viel greller. Vorausgesetzt, dass wir AnalytikerInnen damit kompetent arbeiten, kann dies dem Prozess durchaus nützen. Ich habe in vielen Therapien beobachtet, dass unter den aktuellen Umständen mehr Energie im Prozess ist, weil mehr Frustrations- und Angstspannung die Menschen umtreibt.

Dr. Markus Fähr ist Psychoanalytiker, Supervisor und Lehranalytiker. Näheres zur Vita unter: www.markusfaeh.com



INTERVIEW MIT PROF. DR. JOACHIM KÜCHENHOFF

Herr Küchenhoff, wie verändert Covid-19 unsere Gesellschaft?

Das ist eine große Frage. Ich denke, dass das in sehr vielen Bereichen der Fall ist. Die Pandemie stellt vieles auf den Kopf, der Krisenbegriff reicht nicht aus, um gut zu beschreiben, was vor sich geht. Deshalb habe ich das Wort „Ausnahmestand“ verwendet: Es ist ein Zustand - an den wir uns gewöhnt haben und das mit guten Gründen -, in dem die Grundrechte ausgehebelt sind. Es sind viele demokratische Grundrechte ein-

geschränkt, es ist ein Ausnahmezustand, der einige Menschen, die den Krieg noch erlebt haben, an den Kriegszustand erinnert. Ich habe die Vorstellung, dass dieser Ausnahmezustand auch ein Spiegel oder ein Vergrößerungsglas ist, beide Bilder sind zutreffend und sinnvoll. Es wird etwas zurückgespiegelt an gesellschaftlichen Schwierigkeiten, die gleichzeitig auch vergrößert werden. Ein Hauptpunkt, der mir auffällt ist, dass man als TherapeutIn, wenn man über Video miteinander redet, einen Einblick bekommt, wie PatientInnen und KlientInnen

leben. Und es macht einen riesigen Unterschied, ob sie in in einem Haus wohnen und einen Garten haben und dort einen Lockdown gut überstehen, oder eine Familie in drei Zimmern mit vier Kindern zurechtkommen muss und nicht rausgehen kann. Diese sozialen Ungerechtigkeiten werden sehr deutlich in diesem Ausnahmezustand, den wir haben. Man muss soziale und gesellschaftliche Faktoren viel mehr berücksichtigen, auch in der Therapie. Die gesellschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen der Therapie werden viel stärker im

Fokus sein und das ist auch gut so.

Wie wirkt sich die Krise auf die psychotherapeutische und psychoanalytische Arbeit aus? Was verändert sich zum Beispiel, wenn die Arbeit telefonisch oder im virtuellen Raum stattfindet?

Da gibt es eine Vielzahl an Dingen, die sich verändern. Ich bin sehr stark interessiert am Körpererleben und da macht es natürlich einen großen Unterschied. Immerhin, wir können uns im Video sehen und ich sehe, wie Sie reagieren, aber es ist etwas anderes, wenn wir uns zum Gespräch treffen könnten. Man stellt sich doch sehr stark aufeinander ein, nicht nur indem man miteinander spricht, sondern indem man auch körpersprachlich miteinander interagiert. Das ist eine Ebene, die auch in der psychoanalytischen Therapie eine große Rolle spielt. Im Telefonat oder Videogespräch fallen einige Ebenen der Sinnlichkeit weg. Manchen Menschen fällt das sehr schwer. Ich habe zum Beispiel eine Patientin, die sehr früh traumatisiert wurde und die mit den Videogesprächen nicht zurechtkam und die auch größte Schwierigkeiten hatte, als wir in der Praxis einen Mund-Nasen-Schutz tragen mussten, da dann nur noch die Augen sichtbar sind und ein Großteil der Mimik nicht mehr sichtbar bleibt. Das hat ihr viel ausgemacht, da ich für sie „verschwunden“ bin, als ich die Maske aufgesetzt habe und das Verschwinden der frühen Objekte ist auch das Thema in ihrer Biographie gewesen.

Weiterhin hat der Therapeut, wie bereits erwähnt, plötzlich einen Einblick in die persönlichen Umstände seiner Patientin, ohne das zu wollen. Denn in der Psychoanalyse ist der Analytiker darauf angewiesen, etwas nicht selber zu überprüfen, sondern immer die subjektive Perspektive des Ana-

lysenden oder der Analysandin zu berücksichtigen. Aber es bleibt trotzdem auch enorm hilfreich, dass wir diese Möglichkeiten haben und nicht unterbrechen müssen. Es war psychisch schon sehr stabilisierend für viele PatientInnen, dass wir weitermachen konnten. Man muss diese Bedingungen, unter denen das Gespräch oder die Begegnung in den Coronazeiten stattfindet, mit in den analytischen Prozess einbinden und reflektieren. Man muss immer die Kontexte berücksichtigen. Der „reine“ ungestörte Rahmen einer psychoanalytischen Therapie ist eine Idealvorstellung, in Wirklichkeit treten immer sog. „Parameter“ auf. Wichtig ist, dass die Veränderungen einbezogen werden ins Verständnis. Übrigens ist mir sehr aufgefallen im Gespräch mit meinen PatientInnen, dass sie das Therapiezimmer, in dem sie normalerweise sein können, enorm besetzt hatten und dass der Verlust meines Raumes, dieser geschützten Räumlichkeit, für viele hart zu nehmen war.

Welche Bedeutung gewinnt in der aktuellen Situation der therapeutische Beziehungsrahmen?

Da muss man den Rahmen auch ganz buchstäblich verstehen, also die Räumlichkeiten der Praxis, die Bestuhlung, die Couch - wenn es eine Analyse ist - das Ambiente, die Atmosphäre, die auch eine Verlässlichkeit bieten. Das ist der Grund, weshalb ich alle Therapien, auch die, die ich über Video oder Telefonie gemacht habe, in meiner Praxis gemacht habe. Denn auch ich selber als Analytiker brauche diese vertraute Atmosphäre, deshalb war es mir wichtig, das Setting zumindest von meiner Seite her einzuhalten. Gleichzeitig ist natürlich der Beziehungsrahmen und die Verlässlichkeit der Beziehung das, was ein Sicherheitsgefühl gibt. Wenn das nicht gegeben ist, kann das sehr verunsichernd sein; daher ist es wich-

tig, an der Beziehung, auch wenn sie nur telefonisch oder videografisch vermittelt wird, festzuhalten.

Wie flexibel ist die Psychoanalyse, bzw wie flexibel sollte sie sein? Was passiert mit wichtigen Konzepten, wie der Abstinenzregel unter solchen Bedingungen?

Das ist eine sehr gute Frage, die sicher von vielen sehr unterschiedlich beantwortet wird. Ich selber würde nicht von Flexibilität reden, ich biege die psychoanalytischen Kategorien nicht, aber ich denke, dass ich psychoanalytisch in verschiedenen Settings arbeiten kann. Ich bin sehr dafür, dass man psychoanalytisches Denken auch im Sinne einer Anwendung der Psychoanalyse in psychiatrischen Kliniken, in der Behandlung von Menschen mit Demenzen, in der Behandlung von Personen in akuten Ausnahmezuständen in der Akutpsychiatrie sehr gut brauchen kann. Dann ist aber immer wichtig zu kennzeichnen, was das Psychoanalytische ausmacht und dass man all diese Parameter, also die außerhalb der normalen Beziehung liegenden Einflussfaktoren, psychoanalytisch reflektiert. Von daher bin ich kein Vertreter, dass nur ein bestimmtes Setting akzeptiert wird.

Womit konfrontiert uns Covid-19 oder die Pandemie am meisten?

In den zwischenmenschlichen Beziehungen konfrontiert sie uns mit einer Umkehr der gewohnten Verhältnisse. Wenn ich jemanden schätze und gern habe und unter den aktuellen Bedingungen treffe, dann werde ich dieser Person ausweichen, statt ihr um den Hals zu fallen, oder ihr einen Kuss zu geben. Das andere ist die ständige Begegnung mit Krankheit, Tod und Sterben. Die Einstellung, die sich für uns alle breit gemacht

hat, ist eine hypochondrische - aber nicht als Angstvorstellung, sondern als Notwendigkeit! Es ist gewissermaßen die verordnete Hypochondrie. Bei jedem Husten muss ich überlegen, ob ich mich testen lassen sollte. Und viel stärker noch ist die Konfrontation mit dem Tod und dem Sterben. Letztendlich ist es zunächst eine Krankheit, die so schwerwiegend oder so leicht ist wie eine Grippe, aber es sterben viel mehr Leute, weil das akute Atemnotsyndrom die Leute viel schneller letal gefährdet. Insofern ist man auch als Gesellschaft viel bedrohter. Aber die Betreuung der Schwerstkranken und auch der Umgang mit den Verstorbenen hat sich enorm geändert unter Covid. Wenn jemand im Sterben liegt und sich auf einer Covidstation befindet, kann ich da nicht einfach hingehen. In der Schweiz ist das inzwischen gelockert, damit eine Begleitung der Sterbenden möglich ist. Die Bilder aus Italien, wo die Menschen nicht mehr bestattet werden konnten, sondern in großen Lastwägen die Särge abgeholt wurden, das bleibt ein Schock im gesellschaftlichen Bewusstsein. Der Kulturwissenschaftler Thomas Laqueur hat vor ein paar Jahren ein Buch geschrieben namens „The Work Of The Dead“ und er hat darin eindrucksvoll nachgewiesen, dass es keine Kultur gibt, die keinen Totenkult hat, keine Bestattungsrituale hat. Es gehört zu ubiquitären kulturellen Werten, dass es irgendeine Verbindung zu den Verstorbenen an einem Ort der Trauer mit der Möglichkeit des Abschieds gibt und das hat Covid zum ersten Mal abgeschnitten. Das sind schon gravierende Dinge.

Warum sind Verschwörungstheorien und die Verleugnung als (kollektive) Abwehr derzeit so präsent?

Es ist tatsächlich erstaunlich, wie verbreitet Verleugnung

oder eine Flucht vor der Realität gerade sind. Ich fand das letzte Jahr besonders belastend und auch besonders bemerkenswert. Wir sind von den Nachrichten aus den USA belastet gewesen und haben „Post-Truth-Geschichten“ vom amerikanischen Präsidenten Trump gehört, die die Wahrheit auf den Kopf stellen – der psychodynamische Mechanismus kommt mir ganz ähnlich vor wie bei der Verlegung der Pandemie-Gefahr. Verschwörungstheorien entspringen – ich spreche sonst nicht so wertend – einem psychischen Primitivmechanismus. Es ist wie bei Wilhelm Busch: „Darum wenn mir was nicht lieb, weg, damit ist mein Prinzip!“ Verschwörungstheorien sind motiviert von einer Wendung von der Passivität zur Aktivität: ich will nichts erleiden, was schicksalhaft ist, also muss das Leid von jemand verursacht sein. Ich habe damit nichts zu tun, es sind andere, böse Kräfte, ein projektiver Mechanismus.

Covid ist ja auch etwas unheimliches, wir können das Virus nicht sehen und haben aber jeden Tag damit zu tun, was auch Ängste schürt.

Die Figur, die wir zu Beginn des Interviews als gesellschaftliche Erschütterung beschrieben haben, lässt sich unter Anschluss an die Lacan'sche Nomenklatur als Infragestellung der symbolischen Ordnung in verschiedenen Kontexten verstehen – von der Sprachunfähigkeit der Einzelnen, die nicht mehr wissen, wie sie ausdrücken sollen, was da jetzt passiert, bis hin zu den Ausnahmezuständen, in der gesellschaftliche Ordnungen verloren gehen – all das wäre die Skala solcher symbolisch verfassten Strukturen. Und wenn die verloren gehen, dann springt die Fantasie ein, bei Lacan ist das das Imaginäre. Das Virus ist ein unheimliches Objekt, also ein Objekt, das man nicht recht greifen

kann, das einen aber überall erreichen kann und sehr viele Fantasien generiert, und dann muss man es aber, weil es bedrohlich wird, wegdrängen – also projektiv erledigen, nach dem Motto „Wir haben damit nichts zu tun“. Ich hab vor kurzem von Bekannten von Verwandten gehört, Leute von 40, 50 Jahren, die den Standpunkt vertreten haben, dass das Virus eine Erfindung ist, die aber selbst in der Realität die Viren an ihre eigenen Eltern weitergegeben, sie also angesteckt haben. Und dann wird man natürlich psychoanalytisch hellhörig und bemerkt, wie viele aggressive Impulse zu einer Verleugnung der realen Gefahr und zu der Fantasiebildung führen.

Prof. Dr. med. Joachim Küchenhoff ist Psychoanalytiker, Supervisor und Lehranalytiker, sowie Professor für Psychiatrie und Psychotherapie, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie FMH, Facharzt für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie (BRD).

Näheres zur Vita unter:

www.praxis-kuechenhoff.ch



INTERVIEW MIT DR. ISABELLA DEUERLEIN

Mit was konfrontiert uns COVID-19 am meisten?

Am ehesten mit der von Winnocott formulierten psychischen Fähigkeit, „mit der Welt alleine zu sein“. Es geht dabei um das Vermögen, alleine auch in Gegenwart anderer sozusagen „mit sich“ zu sein. Den Mangel an dieser Fähigkeit erlebe ich aktuell als Problem vieler neuer Patienten aber auch Menschen in meinem Umfeld, die konstant Impulse von außen brauchen und über wenig inneren Raum verfügen. Diejenigen, die auch für sich sein können, auch ohne oder auch mit einer virtuellen Gruppe, das sind meines Erachtens diejenigen, die mit der aktuellen Situation am besten umgehen können und sie am wenigsten als Krise sondern auch als etwas Positives und sogar als Chance erleben.

Wo gibt es in der Gesellschaft Ent- und Beschleunigung?

Die Entschleunigung erlebe ich besonders bei Personen, die sowieso schon sehr kontemplativ unterwegs sind und eben die Zeit der Pandemie nutzen, um sich mehr Gedanken darüber zu machen, was wichtig ist im eigenen Leben. Entschleunigung erfahren wird auch im beruflichen Kontext von MitarbeiterInnen in Organisationen, da das, was jetzt gemacht wird mehr reflektiert und auf Sinnhaftigkeit überprüft wird. Die Beschleunigung gibt es ganz klar im medizinischen Bereich aber auch in der IT, wo viel Hektik und Angst entsteht und wo versucht immer noch schneller und noch effektiver zu sein, um die Anforderungen der Pandemiebekämpfung zu erfüllen. Im medizinischen Bereich benötigen Mitarbeiter zudem durch die ständige Konfrontation mit oft existentiell bedrohlichen Situationen

ein hohes Ausmaß an Angstabwehr, die vom Einzelnen meist nicht zu leisten ist und auch die Gesundheitsorganisationen die psychosoziale Abwehr nicht bieten können.

Was hat die Pandemie mit der psychoanalytischen Arbeit gemacht?

Ich bin in einer Sondersituation, die Patientenversorgung in Deutschland anders geregelt ist, als in Österreich. Bei mir hat sich die tägliche Arbeit in der Praxis bis auf die Tätigkeit mit - und in Organisationen, also die psychodynamische Beratung kaum etwas verändert. Mir war und ist es wichtig für die Patient*innen, die Kontinuität aufrecht zu erhalten, indem ich Therapien in Präsenz anbiete obwohl es auch die Möglichkeit gäbe Therapien online durchzuführen. Die Präsenz, wurde und wird geschätzt auch von den Risikopatienten. Lediglich Personengruppen, die ganz viel mit Menschen zu tun haben, das sind z.B. Ärzte, Kollegen aus Kliniken bevorzugen z.T. das online Format, aber die meisten kommen persönlich. Dieses Aufrechterhalten von Normalität «ich bin an einem Ort, der mir vertraut ist, wo ich auch immer wieder hingehere und da ist Normalität» glaube ich, hat psychisch eine enorme, containende Bedeutung.

Also das bedeutet schon, dass man Ihnen zu Beginn virtuellen Raum begegnen konnte oder haben Sie die Stunden telefonisch angeboten?

Wir konnten und können das im virtuellen Raum arbeiten, da es offiziell erlaubt ist, wir dafür gesicherte Videozugänge von der kassenärztlichen Vereinigung nutzen mußten, aber wir mussten zu keinem Zeitpunkt die Praxis

schließen. Telefonischer Kontakt ist auch möglich, aber ich persönlich finde das noch limitierter und biete es nur in Ausnahmefällen an. Dadurch, dass wir zu den systemrelevanten Berufen gehören, konnten wir die therapeutische Arbeit ganz normal aufrechterhalten, ohne dass wir unsere Praxen schließen mussten. Das habe ich auch gemacht und habe gemerkt, wie gut es aufgenommen wurde.

Ich versuche herauszufinden, ob durch diese Umstellung und durch die virtuelle Arbeit die psychoanalytische Arbeit verändert wird. Könnte es passieren, dass durch die Arbeit in virtuellen Raum, die Grenzen (In Form von Nähe/Distanz, Abstinenz) anfangen zu verschwinden. Haben Sie so etwas festgestellt?

Die Abstinenz ist dann gegeben, wenn wie es von den Krankenkassen vorgeschrieben ist, mit dem Patient*in im Büro die virtuelle Begegnung stattfindet. Schwierig finde ich es dann, wenn im Hintergrund das Wohnzimmer oder private Dinge zu sehen sind oder auch Menschen bzw. Tiere von Patienten oder Therapeuten. Das finde ich als eine Abstinenzverletzung, da plötzlich Privates sichtbar wird und das auch die therapeutische Beziehung beeinflusst.

Hat sich seit der Pandemie die therapeutische Haltung verändert? Wird die therapeutische Haltung mütterlicher?

Mütterlicher, es ist die Frage, was Sie als mütterlich verstehen. Mütterlich im Sinn von, mehr stützend und spiegelnd bzw. mentalisierend zu arbeiten, sicherlich. Gerade dann, wenn man als Therapeutin erlebt, die Person ist sehr verunsichert und fühlt

sich nicht oder kaum gesehen mit der eigenen, besonderen Angst ist eine Ich-stützende Technik ange-sagt. Das ist dann der Fall, wenn Menschen die aktuelle Situation als Isolation erleben und sich ohnmächtig und ausgeliefert erleben.

Sie haben erzählt, also gerade am Anfang der Pandemie, dass viele ihre Sitzungen per Telefon oder Zoom abgehalten haben oder es gab auch einige, die das per WhatsApp gemacht haben, wie sehen Sie das?

*Eher sehr kritisch, WhatsApp würde ich in jedem Fall aus Sicherheitsgründen ausschließen. Wenn wir unsere Settings verändern, stellt sich immer die Frage, gibt es eine Indikation für diese Veränderung. Also gibt es eine Indikation in der Form, dass ich sage, mit diesen Patient*in ist nur dieses möglich. Ich sehe zwei Phänomene. Das eine habe ich stark erlebt, auch bei Kollegen in meinem eigenen Umfeld, ein hohes Ausmaß an Pandemie Angst und daher fanden und finden Termin online statt. Also wenn ich als Therapeut wirklich sehr viel Angst habe, dann bin ich nicht mehr handlungsfähig und mit meiner Angst beschäftigt und es gibt keinen Raum für die Arbeit mit dem Unbewußten. Dann gibt es natürlich Patient*innen, die ein hohes Level an Angst haben oder schon älter sind und zur Risikogruppe gehören, für diese Patient*innengruppe sind technisch gestützte Angebote sehr nützlich. Das sind die komorbiden Patienten, die ich vorhin angesprochen habe. Da verstehe ich den Wunsch nach online Kontakt gut, da diese Pat. einem hohes Risiko ausgesetzt sind. Allerdings habe ich es auch erlebt, dass es KollegInnen gibt, die online Therapien nutzen, da es bequem ist. Sozusagen eine Variante ist von einer mehr entspannten Tätigkeit, ohne dass es eine thera-*

*apeutische Indikation besteht. Viele KollegInnen, haben die Praxen für Monate zugesperrt, oft auch aus rechtlichen Überlegungen oder Sie arbeiten nur mit Masken. Bevor ich eine Therapie mit Maske durchführen muss, würde ich immer die online Variante wählen. Wenn wir uns die Mimikforschung anschauen, dann wissen wir, dass Mimik und nonverbale Botschaften wesentlich für die therapeutische Arbeit sind. Wenn ich also den Patient*in nicht mehr lesen kann, weil die Maske so groß ist, dass ich außer den Augen nichts mehr sehen kann, dann favorisiere ich das online-Format. Mit Maske ist für mich sinnvolles therapeutisches Handeln nicht mehr sichergestellt. Allerdings wenn ich in einem Raum mit großer Entfernung sitzen kann, dann würde ich immer die Live-Variante wählen.*

*Ja, das ist auch meine Beobachtung. Letztes Jahr ungefähr um diese Zeit, also im März, war der Beginn der Pandemie und meine Beobachtung war, dass ein Teil der Therapeut*innen das schon per Telefon, Zoom, per Whatsapp angeboten haben, aber es gab auch diese Spaltung. Manche haben sich vehement dagegen gewehrt und andere wiederum waren sehr offen! Ich stellte mir derzeit die Frage, wie flexibel sollte die Psychoanalyse sein. Oder ist die Psychoanalyse überhaupt flexibel? Kann die Analyse im eignen Bett oder Couch stattfinden?*

Wenn ich in der Situation gewesen wäre, wie es offenbar in Österreich war, dass Sie die Praxen schließen mussten, dann hätte auch ich das Online-Format genutzt. In Deutschland konnten wir immer noch ganz normal arbeiten, da wir Teil des medizinischen Versorgungssystems sind und damit systemrelevant daher konnten wir uneingeschränkt arbeiten. In jedem Fall hätte ich es besser gefunden

online zu arbeiten, anstatt einfach eine Pause zu machen. Pausen beeinflussen die therapeutische Arbeit sehr und Pausen in einer Situation, wo alle verunsichert sind, sind in hohem Ausmaß angstfördernd. Wenn auch der Therapeut selbst mit der Angst kämpft, dann beeinflusst es ja auch die Patient*innen so stark, dass das online oder auch Telefon das einzig mögliche Format ist. Im eigenen Bett oder auf der eigenen Couch zu liegen bringt die Therapie so sehr ins Private, dass ich bezweifle ob wir das noch therapeutische Arbeit sein kann. Es ist eine sehr starke Verzerrung des therapeutischen Settings. Gleichzeitig stellt sich die Frage, ob es nicht möglich ist, einen neutralen sicheren Raum, zu Hause zu finden. Das gleiche wie in der Psychoanalyse beim Therapeuten ist es nicht.

Ist das eigene Bett besser? Kann man dort freier Assoziieren?

Nein, ich hätte die Angst, dass da zwei Ebenen entstehen, eine reale und eine fantasierte unbewusste. Das ist sehr überlappend. Da kommen zwei Welten zu eng zusammen. Also die Vorstellung, dass man im Bett in der Analyse liegt oder auch neben dem Partner, das sollte nicht erlebt werden. Es ist sicher immer besser, wenn der analytische Raum da ist und auch Sicherheit gibt. Ich glaube da es die virtuelle Möglichkeit gibt auch den Bildschirm auszuschalten, wir diese dann auch nutzen sollten für unser therapeutisches Handeln.

Da gab es ja ein berühmtes Zitat von Freud damals als die Nazis einmarschiert sind in Österreich. »In akuthaften Krisenzuständen ist die Psychoanalyse nicht zu gebrauchen«, was sagen Sie denn dazu?

Ich kenne diese Aussage in einem anderen Kontext, dass

Freud zu seinen Analysanden sagte, wenn die Existenz bedroht ist gebe es keinen Platz sich mit dem UBW auseinanderzusetzen. Kriegsvergleiche finde ich in der aktuellen Situation unpassend. Die werden ja auch von Coronagegnern gerne genutzt. Wir sind nicht im Krieg auch wenn einige Politiker die Pandemie als einen Krieg bezeichnen, wie Macron es tut. Wir sind nicht in einem Krieg sondern erleben eine kollektive, weltweite Ausnahmesituation die unser aller UBW beeinflusst. Meines Erachtens ist es viel wichtiger ist, sich mit unterschiedlichen psychischen Erfahrungen in der jetzigen sehr besonderen Situation auseinanderzusetzen, als Vergleiche zu finden, da wir viel über unser bw wie ubw Erleben erfahren und lernen können.

Bringt die aktuelle Krise auch Chancen für das Unbewusste?

Wenn wir das Unbewusste so gut kennen würden! Für jeden von uns ist es zweifelsohne eine Herausforderung, man kann es als Chance sehen, als Überprüfung wie stabil wir sind und als Überprüfung unserer Angstbewältigung. Also: wie sehr macht mir so etwas Angst und wie gehe ich damit um? Es stellen sich auch Fragen, nach den eigenen inneren Ressourcen. Neben der individuellen Verunsicherung gibt eine harte Prüfung in den für uns selbstverständlichen Systemen, wie Schule, Vereine etc.. Natürlich ist es auch für die

Partnerbeziehungen eine Prüfung, wie geht es uns miteinander? Hält man diese Partnerschaft aus, sieht man sie als Zwang oder Ressource ist es etwas, worüber man sich freut, dass man mehr Zeit füreinander hat? Oder ist es hochgradig stressig weil man sonst ständig von einer Aktivität zur anderen läuft? Für Menschen, die jetzt gerade so unter Druck sind, mit ganz speziellen, meist narzistischen Persönlichkeitsstrukturen, ist es eine hilfreiche Lernerfahrung wenn Sie damit konfrontiert werden, wie es Ihnen geht, wenn Sie nicht jeden Tag von ihren Mitarbeitern bestätigt werde.

Erleben wir gerade einen kollektiven Triebverzicht? Was macht dieser Triebverzicht mit unserer Gesellschaft?

Wir erleben aktuell Triebverzicht und erfahren, wie wichtig Kultur für unser Leben ist damit wir im Austausch sind und wir uns lebendig fühlen. Aber es ist auch eine Chance zu sehen wie viele kreative Möglichkeiten ich selber habe und angefangen von unzähligen Hunden, die jetzt gekauft werden, ist es auch so, dass viele Menschen Instrumente kaufen; natürlich auch Sportgeräte. Vielleicht entdecken Neues. So meine ich, wenn man über Kultur reden will, dann sollten wir das differenzieren. Großveranstaltungen für junge Leute sind natürlich weniger da und ich glaube, das ist die Personengruppe, die am Meisten leidet. Junge Leute, in der Pubertät, in der Adoles-

zenz, die wollen sich ausprobieren, zusammen sein, auf Rockfestivals oder sonst wohin gehen. Das sind diejenigen, denen man ganz viele Möglichkeiten wegnimmt. Ein Stück Entwicklungsleistung, die notwendig ist, um Erwachsen zu werden, existiert aktuell nicht. Ich finde Konzerte und Theater, das geht uns allen ab, da es auch ein Gemeinschaftserleben vermittelt. Wir erfahren, wie viel uns das Zusammensein, auch das zusammen Arbeiten gibt auch für unsere psychische Sicherheit. Es ist wichtig, dass wir andere Menschen sehen, uns austauschen, ein Feedback kriegen, da man so eine Korrektur des eigenen Verhaltens bekommt. Das sind aktuell Erfahrungen, die völlig wegfallen. Wir müssen viel mehr aus unserer eigenen Persönlichkeit schöpfen. Diesbezüglich gibt es enorm viele Anfragen für Therapieplätze. Es ist ein neues Phänomen, dass wir uns extremer Form mit unserer Innenwelt konfrontiert sind.

Dr. Isabella Deuerlein ist Psychoanalytikerin, Supervisorin und Lehranalytikerin am PSI und am MAP (München) und in ausbildender Tätigkeit an der SFU (Wien).



INTERVIEW MIT DR. MARKUS BRUNNER

Was macht die Pandemie mit unserer Gesellschaft?

Es kommt darauf an auf welcher Ebene man das betrachtet. Die Pandemie macht viel mit den Individuen, den zwischenmenschlichen Beziehungen und der Lebensweise an sich durch die Einschränkungen sowohl in der Arbeitswelt als auch in der Freizeit. Die Individuen werden auch in ihrem Körperbezug tangiert, noch nie wurde öffentlich so viel über den Austausch von Körperflüssigkeiten gesprochen. Gesamtgesellschaftlich gibt es die Politik, die momentan einer der Haupttrichtlinien vorgibt. Das ist etwas historisch Neues. Diese Maßnahmen haben auch durch ihre ständige Wandlung eine große Auswirkung auf den Alltag der Bevölkerung, was zu einem Kontrollwunsch bei vielen führt. Auch gesamthaft gibt es eine große Spaltung mit dem Umgang auch der Angstbewältigung beispielsweise durch Leugnung und Verschwörungstheorien. Besonders zu Beginn der Pandemie war diese Spaltung extrem zwischen denjenigen, die sich völlig der Politik unterworfen haben und der Gegenmasse.

Mit was konfrontiert uns Covid-19 am stärksten?

Sie konfrontiert uns mit unserer Körperlichkeit, unserer Verletzlichkeit und mit etwas Unkontrollierbarem; und das ängstigt, da wir auch immer wieder Unwissen bezüglich der Wirksamkeit und Sinnhaftigkeit von Maßnahmen und Verhalten konfrontiert werden. Die Realitätsprüfung wird dadurch verunsichert. Realängste verzahnen sich mit neurotischen Ängsten, so dass alles immer paranoider wird.

Wo sehen Sie in der Gesellschaft eine Be- und wo eine Entschleunigung?

Gerade zu Beginn gab es für viele eine Entschleunigung dadurch, dass man den ganzen Sozialstress nicht mehr hatte. Aber es kommt auch darauf an, in was für einer Situation man sich gerade befindet, da ganz schnell auch neuer Stress hinzukommen kann – beispielsweise durch online Begegnungen, durch die Doppelbelastung mit Kindern zu Hause oder keinem richtigen Arbeitsplatz. Dies ist vielleicht nicht direkt eine Beschleunigung, aber durchaus Stressmomente, wenn sich ganz viele Bereiche überlagern.

In Bezug auf die ausländischen Mutationen – Warum kommt da immer das Unheimliche von außen? Geht es da um Projektionen?

Die Idee davon, dass das unsichtbare Virus, das in uns dringt und von da auch in andere Menschen und im schlimmsten Fall dann tödliche Auswirkungen haben kann, von außen kommt, hat sicherlich auch projektive Anteile: Die Gefahr liegt dann nicht bei den Nächsten, sondern kommt von draußen über die Grenze. Es gibt natürlich auch einen Realitätsmoment dabei, dass eben an einem bestimmten Ort gerade diese Mutationen auftauchen und sich international verbreiten, aber es ist interessant, wie man darüber spricht und wie sehr was betont wird. Diese Projektionen passieren jedoch interessanterweise nicht nur international, sondern auch national z.B. mit Ischgl. Immer wieder kommen solche Sündenpfuhle auf, worauf sich dann alle mit Schuldzuweisungen richten.

Wie wirkt sich die Pandemie langfristig auf die Beziehungsgestaltung in unserer Gesellschaft aus?

Ich bin eigentlich kein Zu-

kunftsforscher und schaue was passiert oder was passiert ist. Interessant sind aber die anfänglichen Fantasien darüber, was passieren wird im Vergleich zu dem, was bis jetzt tatsächlich passiert ist. Es gab apokalyptische Szenarien, aber genauso gab es diese Hoffnung die Krise als Chance zu sehen: Jetzt werden wir sehen, dass man so nicht mehr leben kann. Wir werden unseren ganzen Bezug zur Natur ändern, oder auch unsere nachbarschaftlichen Beziehungen. Es gibt den Wunsch, dass so ein Ereignis positiven sozialen Wandel befördert. Was ich tatsächlich glaube ist, dass wir einen Digitalisierungsschub erlebt haben und der wird bleiben. Der hat auch seine positiven Momente dadurch, dass man weniger reisen muss, aber das wird vielleicht auch dazu führen, dass Unternehmen dadurch Geld sparen, dass sie ihre Angestellten keine festen Arbeitsplätze mehr zur Verfügung stellen, sondern sie auch von zu Hause aus arbeiten lassen. Wie es eben in einer kapitalistischen Gesellschaft ist, werden auch da nach einem Kosten-Nutzen-Kalkül Entscheidungen gefällt.

Was passiert denn gerade mit dem Kapitalismus in der Gesellschaft?

Es schien zumindest am Anfang, aber auch jetzt noch angesichts z.B. der Schließung von Läden und der Gastronomie, so auszusehen, als ob die Bekämpfung der Pandemie gegenüber der Kapitallogik Vorrang habe. Gleichzeitig zeigt sich aber, dass die Pandemie-Maßnahmen die Arbeitsorte ziemlich aussparen. Zuerst soll der weniger schmerzhaft Bereich der Freizeit mit den Maßnahmen ergriffen werden. Die bestehenden sozialen Ungleichheiten werden in der Krise weiter verschärft, die

Frauen, die in unserer Gesellschaft die ganze Sorgearbeit übernehmen, werden durch Homeoffice und Homeschooling am meisten gefordert, und die ökonomischen Folgen werden vor allem die ärmeren Schichten treffen. An den gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen wird sich, so denke ich, nicht viel ändern durch die Pandemie, der Kapitalismus ist sehr anpassungsfähig. Es gibt ja auch viele ökonomische Gewinner und natürlich auch eine „Katastrophen-Industrie“ – zunächst wurde mit Masken gehandelt, nun sind es die Impfstoffe.

Dieser hysterische Klopapier-Kampf, welchen Konflikt stellt das dar?

Da wurde so viel geschrieben über die analen Kontrollwünsche, aber ich weiss nicht. Genauso waren ja auch die Nudeln weg und darüber wurde weniger geschrieben.

Je nach Land wurden ja auch andere Dinge gehortet – was zeigt uns das?

Ich bin da etwas skeptisch, wo so Analysen und Ländervergleiche gemacht werden. Wir haben es offensichtlich mit Massendynamiken zu tun. Es ist ja dann auch logisch, wenn man sieht, dass es kein Klopapier mehr gibt, dass man dann auch Klopapier horten geht. Aber solche nationalcharakterologischen Analysen liegen mir etwas fern. Da wird dann einem Detail sehr viel zugeschrieben; ich bezweifle, dass dies dann wirklich viel über das Pandemiegeschehen und die Län-

derstrukturen so sagt. Was man sagen kann ist, dass hier irgendwo die Angst hingelagert wird. Damit richtet sich die Angst nicht mehr gegen dieses Virus, sondern man hat eine konkrete Angst und eine konkrete Aufgabe, der man nachgehen kann. Es scheint Sicherheit zu versprechen. Es gab anfangs vielleicht auch eine Lust an der Apokalypse. Wir kennen alle diese Filme und es war dann auch fast enttäuschend, wenn man rausging und nicht Totenstille und leere Straßen vorfand; und auch in der Nachschub in den Läden doch gut funktionierte. Schnell wurde es aber auch Alltag.

Was macht der kollektive Triebverzicht mit uns, den wir gerade erleben?

Das Virus produziert einerseits viele Ängste, zugleich sind die Gegenmaßnahmen, die auch der Abwehr dieser Ängste dienen, solche, die unsere Freiheiten einschränken: wir müssen Abstand halten, mehr aufpassen, Grenzen stärker wahren, dürfen uns nicht mehr einfach sehen, nicht mehr reisen etc. In der Anpassung an die „neue Normalität“ werden Triebe oder Wünsche zurück- oder verdrängt. Sonst würde man in einen ständigen Frustrations- und Trauerzustand fallen. Die verdrängten Wünsche produzieren neurotische Ängste, mit denen ein Umgang gefunden werden muss. Innerlich brodelt es, innere Konflikte werden verstärkt und gleichzeitig macht sich eine große Wut breit. Die kann sich in alle Richtungen entladen und ich glaube das ist, was man sieht. Die

entlädt sich dann gegen diejenigen, die sich nicht oder zu wenig an die Maßnahmen halten und man dann direkt losschreit, wenn die Maske zu tief sitzt. Da fließt natürlich auch Neid ein. Auf der anderen Seite wird die Wut aber auch vor allem gegen die Regierung gerichtet. Oder die Aggression wird gegen innen gelenkt und macht sich in depressiven Symptomen bemerkbar. Triebverzicht produziert Aggressionen und das ist es, was alles momentan so schwierig macht.

Dr. Markus Brunner ist Sozialpsychologe und Soziologe; Lehrbeauftragter und Co-Leiter des Psychologie-Master-Studienschwerpunktes „Sozialpsychologie und psychosoziale Praxis“ an der Sigmund Freud PrivatUniversität (SFU) Wien; Mitherausgeber der Zeitschriften *Freie Assoziation*, *Psychologie und Gesellschaftskritik* und der Schriftenreihe *Kritische Sozialpsychologie* bei Springer VS; Gründungsmitglied u.a. der Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie (GfpS) und der AG Politische Psychologie.



DER AUTORITÄRE ENTERTAINER

Tiefenhermeneutische Rekonstruktion von Donald J. Trumps* Rede zu seinem Amtsantritt

Zusammenfassung: Einleitend werden die Fragestellung und die Methode umrissen, mit der der sozialpsychologische Forschungsgegenstand untersucht wird. Sodann wird eine Fernsehansprache von Trump einer tiefenhermeneutischen Fallrekonstruktion unterzogen. Der manifeste Sinn der Rede wird durch die Dramatisierung der sozialen und politischen Lage der Vereinigten Staaten von Amerika bestimmt, die massive Ängste und Aggressionen weckt. Der latente Sinn wird einerseits durch Trumps Selbstinszenierung als erfolgreicher Geschäftsmann bestimmt, die als Wiederauflage des amerikanischen Traums präsentiert wird. Andererseits verbannt der US-Präsident auf die latente Bedeutungsebene unerwünschte Wahrheiten. Im Zuge eines sozialisationstheoretischen Begreifens der Fallrekonstruktion wird Trumps Fernsehansprache im Rekurs auf Adorno und Lyotard als Beispiel für den gegenwärtig grassierenden postmodernen Autoritarismus begriffen. So wird die Demokratie sowohl durch die Rückkehr zum Autoritarismus als auch durch postmoderne Inszenierungen bedroht, die die Politik zur Unterhaltungsshow machen.

Schlüsselwörter: Donald Trump, amerikanischer Traum, Autoritarismus, Postmoderne, Tiefenhermeneutik

Fragestellung und Methode

Wenn auf den folgenden Seiten von den »AmerikanerInnen« gesprochen wird, die Trump gewählt haben, dann sind nicht vermögende WählerInnen der Mittelschicht oder superreiche WählerInnen der Oberschicht gemeint, die aus ökonomischen Interessen für den republikanischen Präsidentschaftskandidaten stimmten. Vielmehr geht es um die »blue-collar-workers« weißer Hautfarbe, die Trump gewählt haben, obwohl er eine ihren wirtschaftlichen Interessen entgegengesetzte Politik verfiert. Dabei handelt es sich zunächst einmal um weiße männliche Arbeiter, deren Lebenserwartung gesunken ist, während die der AmerikanerInnen insgesamt gestiegen ist (vgl. Nachtwey, 2017, S. 216). Sodann geht es um weiße »Farmer, Handwerker und kleine Gewerbetreibende, die nicht auf ein College gegangen sind, sondern gleich nach der Schule einen Beruf erlernt haben« (Klingst, 2018, S. 12). Sie empfinden die Globalisierung »als Bedrohung« und fürchten »um ihr gewohntes Leben, ihre Identität – und ihre Stel-

lung beziehungsweise ihre Macht in der Gesellschaft« (ebd., S. 13f.).

Wenn man sich vergegenwärtigt, dass Trumps Populismus so massenwirksam ist, dass er zum Präsidenten gewählt wurde und selbst bei den Midterms im November 2018 trotz einiger Verluste noch viele WählerInnen für die Republikaner stimmten, dann stellt sich die sozialpsychologische Frage, wie es ihm gelungen ist, gerade jene »Mittel- und Arbeiterklassen der alt-industrialisierten Welt« für sich einzunehmen, welche die »Verlierer der globalen Modernisierung« sind (Nachtwey, 2017, S. 226).

Zweifellos kann man aus soziologischer Perspektive mit Nancy Fraser (2017, S. 77) davon sprechen, dass das populistische Wahlverhalten eine »subjektive politische Gegenwehr gegen die objektive Strukturkrise« des finanzmarktgetriebenen Kapitalismus sei. Jedoch stellt sich damit zugleich die sozialpsychologische Frage, wieso die VerliererInnen der Globa-

lisierung ihrem subjektiven Protest gegen die herrschenden Verhältnisse durch die Wahl eines Präsidenten Ausdruck verliehen haben, der ihren objektiven Interessen entgegen eine Politik der Superreichen auf Kosten der Mehrheit betreibt.

Eine geeignete Methode zur Untersuchung dieser sozialpsychologischen Fragestellung bildet die von Alfred Lorenzer (1986) begründete und von mir (vgl. H.-D. König, 2001) weiter entwickelte Tiefenhermeneutik. Diese methodologisch und methodisch aufgeklärte Methode der psychoanalytischen Kulturforschung (vgl. H.-D. König, 2018; J. König et al., 2018) rekonstruiert nicht nur den kognitiven Gehalt von Texten, sondern auch deren affektive Wirkung auf die Adressaten. Das wird im Allgemeinen dadurch möglich, dass man eine solche Rede im Zuge eines »szenischen Verstehens« (vgl. Lorenzer, 1970; H.-D. König, 2018, S. 65ff.) auf das eigene unbewusste Erleben wirken lässt. Im Zuge des Interpretierens werden nicht

*Der vorliegende Beitrag stellt die überarbeitete Fassung eines am 9. März 2019 auf der Jahrestagung des Psychoanalytischen Seminars Innsbruck gehaltenen Vortrags dar.

nur die Assoziationen zum Text sammelt. Vielmehr wird auch nach irritierenden Brüchen und Widersprüchen des Textes gesucht, um eine hinter dem manifesten Sinn verborgene zweite Sinnebene zu erschließen. Die tiefenhermeneutische Rekonstruktion fasst den Text als ein Gefüge von Szenen auf, in denen der Präsident bestimmte Lebensentwürfe offen zur Sprache bringt und mit der herrschenden Moral unvereinbare Lebensentwürfe verschweigt und unbewusst macht. Aber diese sozial verpönten Lebensentwürfe verschaffen sich auf einer latenten Bedeutungsebene der Rede einen Ausdruck. Untersucht wird daher die Doppelbödigkeit der sich in der Spannung zwischen einem manifesten Sinn und einem latenten Sinn entfaltenden Bedeutungsstruktur der Rede. Das Ziel der Textinterpretation ist das sozialisationstheoretische Begreifen der Mechanismen und Strategien, vermittels derer Trump die Präsidentenwahl ausgerechnet mithilfe der blue-collar-workers weißer Hautfarbe gewann, auf deren Kosten er seine neoliberale Politik der Superreichen durchsetzt.

Mobilisierung von Angst und Wut

Am 20. Januar 2017 hält Trump in Washington eine Fernsehansprache zu seinem Amtsantritt. In dieser Inaugurationsrede lässt er sich über vier Themen aus:

1. Trump eröffnet die Antrittsrede damit, dass er eine Zeitenwende durch die Entmachtung der in Washington herrschenden Machtelite ankündigt:

»Die heutige Zeremonie [...] hat eine ganz besondere Bedeutung. Denn [...] wir nehmen die Macht von Washington D.C. und geben sie

an euch, das Volk, zurück. Zu lange hat eine kleine Gruppe in der Hauptstadt unseres Landes von der Regierung profitiert, und das Volk hat die Kosten getragen. Washington blühte, aber das Volk hat nichts von dem Reichtum gehabt. Politikern ging es gut, aber die Arbeitsplätze wanderten ab und die Fabriken schlossen. Das Establishment schützte sich selbst, aber nicht die Bürger unseres Landes« (Trump, 2017, AS 3).*

Trump präsentiert sich als unvoreingenommener Geschäftsmann, der nichts mit Washingtons politischer Machtelite zu tun habe und den allein die Sorgen seines Volkes beschäftigen. Wenn er davon spricht, dass »eine kleine Gruppe in der Hauptstadt unseres Landes von der Regierung profitiert« habe, »und das Volk die Kosten getragen hat«, dann attackiert er die vor ihm sitzenden Politiker der Bundeshauptstadt, allen voran Barack Obama und Hillary Clinton. Zugleich stilisiert er sich selbst zum Anwalt des Volkes, der sich darüber empört, dass »das Establishment sich selbst schützte, aber nicht die Bürger unseres Landes«. So weckt Trump die Wut vieler Amerikaner auf das politische Establishment, das in Washington auf Kosten des Volkes gefeiert habe.

2. Wie sehr das Volk leide, schildert Trump, indem er von Müttern und Kindern [...] in unseren innerstädtischen Problemvierteln« (ebd., AS 6), von Millionen arbeitsloser amerikanischer Arbeiter und vom Schreckgespenst der Banden- und Drogenkriminalität« redet (ebd.). Die finstere Bemerkung, dass »verrostete Fabriken [...] wie Grabsteine über die Landschaft unserer Nation verstreut liegen« (ebd.), weckt die beängstigende Vorstellung, dass Washingtons Politiker Amerika so herunterge-

wirtschaftet haben, dass es einem Friedhof gleiche. Durch die grauenvollen Worte, dass Amerika einem »Massaker« zum Opfer gefallen sei (ebd., AS 7), heizt Trump die Angst und Wut der sozial Schwächeren an, die das Gefühl haben, dass sich die politische Elite auf ihre Kosten bereichert habe. Das von ihm benutzte Bild weckt die unheimliche Vorstellung, dass die Washingtoner Regierung ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen hat, weil es das Volk nicht vor einem Blutbad geschützt habe. Die Fantasie breitet sich aus, dass Mütter und Kinder, ja, Millionen von Arbeitern niedergemetzelt worden seien.

Washingtons politische Elite hat Trump zufolge auch dadurch Verbrechen begangen, dass sie »unser Land« der Globalisierung ausgeliefert habe:

»Viele Jahrzehnte lang haben wir ausländische Industrien auf Kosten der amerikanischen Industrie reicher gemacht. [...] Wir haben Billionen und Aberbillionen von Dollar im Ausland ausgegeben, während die amerikanische Infrastruktur zerfallen ist. [...] Eine Fabrik nach der anderen schloss und verließ das Land, ohne auch nur einen Gedanken an die Millionen und Abermillionen amerikanischer Arbeiter zu verschwenden, die zurückgelassen wurden. Der Reichtum unsere Mittelklasse ist von ihr gerissen und in der ganzen Welt verteilt worden« (ebd., AS 7f.).

Das politische Establishment ist für Trump auch deshalb kriminell, weil es die Industrien anderer Nationen finanziell unterstützt, sich aber nicht um Amerika gekümmert habe. So weckt er die düstere Vorstellung, dass die herrschenden Machteliten das amerikanische Volk im Zuge der Globalisierung

* Da Trumps Rede online verfügbar ist, wurden die Textabschnitte (AS) durchnummeriert.

an andere Nationen verraten haben.

Trump schürt die Angst vor der Macht anderer Länder durch den Gedanken, dass »unser Land« durch Freihandelsabkommen von anderen Nationen abhängig geworden sei, die nichts anderes als Konkurrenten und Feinde darstellen, weil sie »unserem Land« die Produktion von Waren wegnehmen, Firmen »stehlen« und »unsere Arbeitsplätze« vernichten (ebd., AS 10). Trumps Volk werde daher nicht nur von einer kriminellen Bande in Washington, sondern auch von anderen Ländern bedroht, die Amerika durch Freihandel »verwüsten« wollen. Die derart geweckten Ängste beschwichtigt Trump zugleich durch die Erklärung, dass »wir [...] unsere Grenzen zurückholen« werden (ebd., AS 11). So signalisiert Trump, Amerika durch eine protektionistische Politik zu sichern.

3. Da Amerika ausbluten und absterben würde, wenn das von Washingtons Eliten am amerikanischen Volk verübte Massaker nicht sofort aufhöre und die durch andere Länder drohende »Verwüstung« Amerikas nicht augenblicklich gestoppt werde, erlässt Trump am Tag seines Amtsantritts ein weltweit ausgestrahltes »neues Dekret« (ebd., AS 9), um »unser« durch das politische Establishment und durch ausländische Feinde zugrunde gerichtetes »Land wieder aufzubauen« (ebd., AS 1). »Vom heutigen Tag an wird eine neue Vision unser Land regieren. Vom heutigen Tag an wird es nur noch Amerika zuerst heißen. Amerika zuerst« (ebd., AS 9). »Jede Entscheidung zum Handel, zur Besteuerung, zur Einwanderung, zur Außenpolitik wird zum Wohl der amerikanischen Arbeiter und amerikanischen Familien gemacht« (ebd., AS 10).

Um welche innen- oder außenpolitische Initiative es

auch immer gehe, alle Regierungsmaßnahmen sollen den mittellosen Arbeitern, Single-Müttern und den »Familien am Existenzminimum« helfen.

»Amerika wird wieder anfangen, zu gewinnen – gewinnen, wie nie zuvor. Wir werden unsere Arbeitsplätze zurückbringen. Wir werden unsere Grenzen zurückholen. Wir werden unseren Wohlstand zurückbringen. Und wir werden unsere Träume zurückbringen. Wir werden neue Straßen und Autobahnen und Brücken und Flughäfen und Tunnel und Bahnstrecken quer durch unser wunderbares Land bauen. Wir werden unsere Leute aus der Sozialhilfe holen und wieder zur Arbeit bringen, unsere Nation mit amerikanischen Händen und amerikanischer Arbeit wieder aufbauen« (ebd., AS 11).

Durch das Versprechen, die amerikanische Infrastruktur zu erneuern, erreicht Trump viele AmerikanerInnen, die sich seit Jahren über den schlechten Zustand von Straßen und Flughäfen aufregen.

»Amerikas Straßen haben tiefe Löcher, die Flughäfen atmen den Charme der Siebzigerjahre, und alle paar Wochen reißt ein umfallender Baum die überirdischen Stromleitungen mit sich, was zu stundenlangen Stromausfällen führt. Das moderne Amerika ist zugleich das Land des iPhones und des Schlaglochs« (Stark, 2017, S. 88).

Eben dadurch, dass die an amerikanische Firmen zu vergebenden Bauaufträge neue Arbeitsplätze schaffen sollen, und dass dem Freihandel durch das Verhängen von Schutzzöllen ein Ende bereitet werde, will Trump dafür sorgen, dass Amerika nicht weiter ausblutet, sondern den »american way of life« wiederherstellt, der als Vorbild für alle Menschen auf der Welt wieder

»leuchten« werde, »damit uns alle folgen« (Trump, 2017, AS 12). So spricht Trump in seiner Ansprache fünfmal davon, dass der verblasste amerikanische Traum wieder Wirklichkeit werden soll, dass es in den USA jeder vom Tellerwäscher zum Millionär schaffen kann. Durch die Worte, dass wir »an der Geburt eines neuen Jahrtausends« stehen (ebd., AS 15), weckt Trump die viele AmerikanerInnen erhebende Vorstellung, dass es unter seiner Präsidentschaft zu einer Wiedergeburt Amerikas kommen werde.

4. Trump lässt auch keine Zweifel darüber aufkommen, wodurch Amerika die Kraft zu dieser Wiedergeburt gewinnen werde. Seinen Landsleuten empfiehlt er nämlich »die alte Weisheit« unserer Soldaten, denen es »egal« sei, »ob wir schwarz oder braun oder weiß sind«. Denn »in unseren Adern« fließe »dasselbe rote Blut von Patrioten« (ebd., AS 16). Welcher Hautfarbe seine Landsleute auch angehören, entscheidend sei der sie alle verbindende Patriotismus, aufgrund dessen »wir alle der gleichen, großartigen amerikanischen Flagge« salutieren (ebd.).

Ganz in diesem Sinn entwickelt Trump vor seinem Publikum die Vorstellung, dass alle AmerikanerInnen ein zwischen zwei Ozeanen gelegenes weites Land mit Bergen und Tälern, mit großen und kleinen Städten bewohnen. Gleichgültig, ob Amerikas Kinder in einer Großstadt des Nordostens oder auf dem windigen Land des mittleren Westen geboren seien, sie würden zu demselben Nachthimmel aufschauen, von dem Gott so herabblicke, wie die Sterne das Streben seiner Landsleute nach den höchsten Zielen verkörpern (vgl. AS 16f.). So weckt Trump sehnsüchtige Gefühle nach Wiederherstellung eines harmonischen Einsseins, ein ozeanisches Gefühl, das alle Amerikaner

ganz im Sinne der Pilgrim Fathers als ein von Gott auserwähltes Volk erscheinen lässt, das sich in der Natur des nordamerikanischen Kontinents sicher und geborgen fühlt.

Das Versprechen, dass das Volk »niemals mehr ignoriert« werde (ebd., AS 17), werde Trump einhalten, weil der »Amtseid, den ich heute schwöre, [...] ein Treueeid an alle Amerikaner« sei (ebd., AS 7). So weckt der Präsident die Vorstellung, sich seinem Volk bedingungslos zu verpflichten und daher den Kampf gegen das Establishment in Washington und gegen Amerikas äußere Feinde entschlossen aufzunehmen.

Trump fordert also eine »Solidarität« unter allen Amerikanern, die durch »Patriotismus« und durch den christlichen Glauben an »Gott« sichergestellt werde (ebd.). Dazu gehöre auch, dass Amerika sich dem Umstand stellen müsse, dass »wir unsere eigene Armee [finanziell] ausgehungert haben« (ebd.). Wenn Amerika wieder aufrüstet, dann werde »unser Land« nicht nur durch »Gott«, sondern auch durch die »großartigen Männer und Frauen unseres Militärs und der Sicherheitskräfte« beschützt (ebd., AS 14).

Zusammenfassend heißt das, dass der manifeste Sinn von Trumps Antrittsrede in der Schilderung eines modernen Märchens besteht: Es geht um das Unheil, dass das amerikanische Volk verarmt sei und leide, weil es von einer skrupellosen Bande in Washington ausgebeutet und niedergemetzelt worden sei. Diese Schurken hätten das eigene Volk durch Freihandelsverträge an dessen ausländische Feinde verraten. Aber »aus den Trümmern einer vollkommen zerstörten Nation ist ein Volkstribun aufgestiegen, der den vergessenen Massen endlich wieder zu ihrem

Recht verhelfen wird« (Kuzmany, 2017). So erscheint Trump als Retter des Volkes, der die Schufte aus der Hauptstadt vertreibt, der dafür sorgt, dass Hillary Clinton – wie er es im Wahlkampf versprochen hat – ins Gefängnis gesperrt wird (vgl. Levitsky & Ziblatt, 2018, S. 74), und der den arbeitslosen Arbeitern wieder Arbeit gibt. Schließlich verschaffe er amerikanischen Soldaten wieder genügend Waffen und schütze Amerika durch Grenzbefestigungen gegen seine äußeren Feinde, zu denen auch Migranten aus Mexiko zählen (Piehler, 2016, S. 68).

Amerikanischer Traum und unbewusst gemachte Wahrheiten

Die Suche nach einem hinter dem manifesten Sinn der Rede verborgenen Sinn gestaltet sich kompliziert. Zunächst einmal inszeniert sich Trump auf einer latenten Bedeutungsebene der Fernsehansprache, die dem manifesten Sinn noch sehr nahesteht, als ein einzigartiger Held von imposanter Größe.

Dieser latente Sinn erschließt sich, sobald man sich vergegenwärtigt, was sich hinter Trumps Angriff verbirgt, dass »das Establishment [...] sich selbst« schützte, »aber nicht die Bürger unseres Landes« (Trump, 2017, AS 3). Durch die Worte, dass »die Zeit für [das] leere Gerede [der Politiker ...] vorbei« sei, weil »nun [...] die Stunde des Handelns« komme (ebd., AS 15), setzt er als Präsident auf seine Erfahrungen als erfolgreicher Immobilienmakler, der das politische Geschäft übernimmt, um Amerika wieder »stark« und »großartig« zu machen (ebd., AS 18).

Viele der im Wohnzimmer vor dem Fernseher sitzenden AmerikanerInnen vertrauen Trump, weil sie den Präsidenten als den erfolgreichen New Yorker Bauunternehmer kennen, dessen »Blitzstart«

(Trump & McIver, 2015 [2004], S. 138) damit begann, dass er Ende der 70er Jahre ein in zentraler Lage von Midtown gelegenes berühmtes Hotel abriß und es im Zuge des Wiederaufbaus als Grand Hyatt in eine Luxusdestination verwandelte (vgl. D'Antonio, 2017 [2015], S. 177ff.). Diesen Ruf als tatkräftiger Geschäftsmann festigte er durch den Bau des Trump-Towers, einem Wolkenkratzer mit teuren Läden und luxuriösen Appartements für die Superreichen inmitten von Manhattan (vgl. ebd., S. 232ff.), durch den Kauf des höchsten Wolkenkratzers in Lower Manhattan (Trump & McIver, 2015 [2004], S. 125) und durch die Errichtung des Trump World Towers, dem höchsten Wohngebäude der Welt im Osten von Manhattan (ebd., S. 142).

Wenn er durch die Inaugurationsrede signalisiert, dass er mit dem politischen Establishment nichts zu tun habe, dann imponiert er vielen Amerikanern auch als der egozentrische und versnobte Immobilienmakler, für den das Tragen von teuren Anzügen, Seidenkrawatten und goldenen Manschettenknöpfen selbstverständlich ist. Dieses Image hat Trump in zahlreiche Zeitungen, Zeitschriften und People-Magazinen aufgebaut, deren Journalisten er häufig Interviews gab. Und wenn die AmerikanerInnen Trump in ihrem Wohnzimmer zum ersten Mal als Präsidenten reden hören, dann sehen sie in ihm auch den Fernsehstar, zu dem er durch die Staffel *The Apprentice* (Der Lehrling) wurde (vgl. D'Antonio, 2017 [2015], S. 401). In dieser Reality-Show bewarben sich die Kandidaten um einen gut dotierten Job in einem der vielen Trump-Unternehmen.

Indem Trump New York zur Bühne für seine einzigartigen Erfolge als Geschäftsmann gemacht hat, der dank seiner Immobiliengeschäfte zum

Milliardär wurde, inszenierte er den durch die Studios in Hollywood produzierten Traum neu, dass in Amerika allen unbegrenzte Möglichkeiten zur Verfügung stehen. Ob er den FernsehzuschauerInnen seiner Realityshow erzählte, dass der oder diejenige, der oder die »hart arbeite«, durch einen Ausbildungsplatz in der Trump Organization »ein wirklich großes Los ziehen« könnte, oder ob er das Lesepublikum seiner Ratgeberbücher (in denen er Empfehlungen zusammenstellte, wie man steinreich werden könnte) dazu aufforderte, dass man ihm schreiben sollte, wenn man durch seine »Erfolgsgeheimnisse« die »erste Milliarde« verdient habe (Trump & McIver, 2015 [2004], S. 8) – auf diese Weise suggerierte Trump seinen Landsleuten, dass jede Person den amerikanischen Traum verwirklichen könnte, wenn sie nur entschieden genug dafür kämpfe.

Als Präsident verkörpert Trump daher für viele AmerikanerInnen das amerikanische »Ideal des Selfmademan«, dessen provozierende und ruppige Sprache signalisiert, dass er der um den Westen entstandenen Mythenbildung entspricht. Denn dieser Mythos besagt Leslie Fiedler (1986 [1968]) zufolge, dass der weiße Mann die in der Alten Welt herrschenden Klassenverhältnisse und sozialen Milieus hinter sich gelassen hat, um sich in der Neuen Welt »aus eigener Kraft« selbst zu erschaffen (Erikson, 1975 [1974], S. 40).

Ein Zugang zu einer tieferen Bedeutungsebene des latenten Sinns, die dem manifesten Sinn entgegengesetzt ist, lässt sich in dem Maße erschließen, wie man sich durch die Brüche, Ungeheimheiten und Widersprüche von Trumps Antrittsrede irritieren lässt:

1. Zweifellos imponiert Trump vielen AmerikanerInnen,

weil er nicht dem Washingtoner Establishment angehört und »die Sprache der ›kleinen Leute‹« spricht (Klingst, 2018, S. 27). Doch die Selbstinszenierung irritiert, weil Trump als Milliardär der Wirtschaftselite angehört und damit ökonomische Interessen vertritt, die den Wirtschaftsinteressen der Mehrheit diametral entgegengesetzt sind.

2. Zwar wendet sich Trump an die »Bürger unseres Landes« (Trump, 2017, AS 3). Es irritiert jedoch, dass er niemals von sozialer Ungleichheit spricht. So versucht er, die einander entgegengesetzten ökonomischen Interessen der wirtschaftlich Mächtigen und der Mehrheit unbewusst zu machen. Es irritiert zudem, dass Trump den Eindruck erweckt, als ob es der amerikanischen Wirtschaft genauso schlecht wie den arbeitslosen Industriearbeitern des Rust Belt oder den Familien am Existenzminimum geht. Denn wie Binyamin Appelbaum, Reporter der New York Times (2017), recherchiert hat, haben die Gewinne amerikanischer Unternehmen in den vergangenen Jahren Rekordhöhen erreicht. »The biggest American companies have benefited enormously from globalization. It's the workers who have suffered«.

3. Zudem irritieren Trumps Worte, dass »das Verbrechen und die Banden und die Drogen« Amerika unsicher machen (Trump, 2017, AS 6), obwohl sich »laut den Statistiken des FBI [...] die Kriminalität auf dem niedrigsten Stand seit fast 25 Jahren« befindet (Brinkbäumer et al., 2016, S. 15). Ebenso irritierend ist Trumps Bemerkung, dass »wir unsere eigene Armee ausgehungert haben« (Trump, 2017, AS 7). Denn die Erklärung, dass das amerikanische Militär ähnlich zu leiden habe wie Amerikas arbeitslose Industriearbeiter, verkehrt die Wahrheit

ebenfalls ins Gegenteil. Wie Eric Schmitt, Reporter der New York Times (2017), klargestellt hat, gibt das Pentagon jährlich 600 Billionen Dollar für das amerikanische Militär aus. Diese Geldsumme »is more than is spent on the next six largest world militaries combined. Hardly a depleted force«. Indem Trump in seiner Fernsehansprache unbewusst macht, dass die USA eine militärische Supermacht darstellen, die überall auf der Erde mit einem gigantischen Waffenarsenal präsent ist, weckt er den Eindruck, als ob auch das amerikanische Militär schwächele und den USA von den Waffenarsenalen anderer Nationen Gefahr drohe. So weckt Trump die Ängste vieler AmerikanerInnen und schürt eine paranoide Stimmungslage, in der er die Aufstockung militärischer Ausgaben durchsetzen kann.

4. Schließlich irritiert es, wie Trump die vor Amerika liegenden Aufgaben der Zukunft beschreibt. Er redet nämlich davon, dass es um die Eroberung des Weltraums, um das Heilen von Krankheiten und um die Förderung des technologisch-industriellen Fortschritts gehe (vgl. Trump, 2017, AS 15). Eine solche Programmatik wirkt den 50er und 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entlehnt. Denn das 21. Jahrhundert steht vor ganz anderen Herausforderungen angesichts der Strukturkrise des finanzmarktgetriebenen Kapitalismus, die sich im Klimawandel, in der weltweiten Demontage sozialer Netze und in der globalen Finanzkrise 2007/2008 spiegelt.

Wenn man derart anhand irritierender Brüche und Unwahrheiten der Inaugurationsrede rekonstruiert, was Trump unterschlägt und ausblendet, dann wird deutlich, wie sich die Bedeutungsstruktur seiner Antrittsrede in der Spannung zwischen einem manifesten und einem latenten Sinn entfaltet:

Indem Trump sich auf der manifesten Bedeutungsebene seiner Ansprache zum Anwalt des Volkes stilisiert, das er durch seine einfache und hemdsärmelige Sprache erreicht, verbannt er auf eine latente Bedeutungsebene seiner Worte, dass er als Milliardär die Interessen der herrschenden Wirtschaftselite vertritt. Indem er auf der manifesten Bedeutungsebene seiner Rede die Vorstellung suggeriert, als ob es der amerikanischen Wirtschaft so schlecht wie Single-Müttern und arbeitslosen Industriearbeitern gehe, macht er unbewusst, dass der globalisierte Kapitalismus die Gewinne amerikanischer Unternehmen maximiert und zugleich die heimischen Industriearbeiter arbeitslos gemacht hat.

Der manifeste Sinn der Angst und Wut auslösenden Behauptung, dass die Kriminalität »ein Rekordniveau« erreicht habe, verbannt auf eine latente Bedeutungsebene, dass die Kriminalitätsrate seit Jahrzehnten sinkt. Der manifeste Sinn der Worte, dass Amerika militärisch unterlegen sei und auf der Hut vor anderen Nationen sein müsste, die Unternehmen »stehlen« und in den USA Arbeitsplätze vernichten, provoziert ebenfalls Ängste und Gefühle der Wut und des Hasses auf andere Nationen. Zugleich verweist diese manifeste Botschaft auf eine latente Bedeutungsebene, dass Amerika eine militärische Supermacht ist, deren Streitkräfte es jederzeit mit dem Militär anderer Nationen aufnehmen können.

Und die manifeste Beschwörung des wieder zu erweckenden Patriotismus und der Zukunftsaufgaben Amerikas (Weltraumeroboration, Bekämpfung von Krankheiten, industriell-technologischer

Fortschritt) erzeugt die Illusion, dass eine Wiederbelebung der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts möglich sei, in denen Amerika noch als eine selbstbewusste Großmacht galt, deren Selbstverständnis noch nicht durch Bürgerrechtsbewegung, Feminismus und Globalisierung infrage gestellt wurde. Auf diese Weise wird auf eine latente Bedeutungsebene der Rede verwiesen, was heutzutage als die auf unserem Planeten drohenden Gefahren real Angst macht – die Möglichkeit einer Klimakatastrophe, der Zusammenbruch des weltweit organisierten Handels- und Finanzsystems, Kriege zwischen hochgerüsteten Staaten, die um Wasser und Land kämpfen, das nicht durch die Erderwärmung erodiert ist.

So zeigt die Analyse, wie Trump einen von den Demokraten getragenen kritisch-aufgeklärten Diskurs über die Herausforderungen der Gegenwart dadurch destruiert, dass er viele AmerikanerInnen durch eine Angst und Wut anheizende suggestive Sprache überfährt, die für den rechten Flügel der republikanischen Partei einnimmt, der die aktuellen sozialen und politischen Probleme bestreitet und die Gegenwartskrise durch die patriotische Wiederherstellung der vermeintlich verloren gegangenen Größe Amerikas glaubt lösen zu können.

Trumps postmoderner Autoritarismus

Nachdem die szenische Interpretation der Antrittsrede durchgeführt worden ist, stellt sich die Frage, wie Trump seine Landsleute durch seine Rede sozialisiert. Mit Theodor W. Adorno (1973 [1950]) kann man davon sprechen, dass er einen autoritären Umgang mit

der aktuellen Krisenlage einübt*.

Betrachten wir die wichtigsten Aspekte dieses autoritären Syndroms:

Konventionalismus: Durch den Slogan »we will make America great again« (Trump, 2017, AS 18) verknüpft Trump die rückwärtsgeordnete Sehnsucht nach Erneuerung der konventionellen Werte der Vergangenheit mit dem populistischen Versprechen, »die Macht von Washington D.C. [...] an euch, das Volk« zurückzugeben (ebd., AS 3). Doch dass es ihm mit der Demokratie nicht wirklich ernst ist, lässt sich daran ablesen, dass er vor der Präsidentenwahl »die beispiellose Ankündigung machte, er werde das Wahlergebnis möglicherweise nicht anerkennen« (Levitsky & Ziblatt 2018, S. 72f.). Auch bat er auf seiner Wahlkampfwebseite um Hilfe, »die verschlagene Hillary daran zu hindern, diese Wahl zu manipulieren« (ebd., S. 73).

Mit Adorno kann man davon sprechen, dass Trump derart auf »Konventionalismus« in einer autoritären Weise rekurriert (Adorno, 1973 [1950], S. 46). Damit ist gemeint, dass er sich auf konventionelle Normen wie die demokratische Verfassung nur in einer oberflächlichen Weise bezieht, ohne seinem Publikum zu vermitteln, von den Wertvorstellungen der Demokratie innerlich überzeugt zu sein. So entsteht der Eindruck, dass ihn nur »gesellschaftlicher Druck an konventionellen Normen festhalten lässt« (ebd., S. 47f.) und er sich nur so lange auf die demokratische Staatsordnung bezieht, wie es ihm passt. Seine Verletzungen demokratischer Spielregeln und seine Stilisierung politischer

* Wenn derart auf Adornos Studie zum autoritären Charakter zurückgegriffen wird, so wird doch nicht auf das Konzept des Sozialcharakters rekurriert. Vielmehr wird das autoritäre Syndrom als eine unbewusste Verhaltensstrategie begriffen, die Menschen in Angst auslösenden Krisenlagen Sicherheit und Orientierung ermöglicht. Diese Einschätzung konvergiert mit Karen Stenners (2005) Einschätzung, das autoritäre Syndrom als eine psychologische Disposition zu begreifen.

Gegner zu Feinden illustrieren, dass er »antidemokratisches« Verhalten praktiziert, (ebd., S. 48), sobald es ihm nützlich erscheint.

Autoritäre Unterwürfigkeit: Trump will zudem, dass die AmerikanerInnen ihr »Herz dem Patriotismus« öffnen (Trump, 2017, AS 13), indem sie »alle [...] der gleichen, großartigen amerikanischen Flagge« salutieren (ebd., AS 16). So stellt Trump seine Erwartung anschaulich dar, dass er von seinen Landsleuten »eine absolute Loyalität zu den Vereinigten Staaten von Amerika« erwartet* (ebd., AS 3). Und »durch unsere Loyalität zu unserem Land werden wir die Loyalität zueinander wiederentdecken« (ebd.).

Das Vorbild für die von ihm beschworene Tugend der »Loyalität« stellen Trump zufolge »unsere Soldaten« dar (ebd.), die ihr Leben notfalls für ihr Vaterland opfern. Die von Trump im Rekurs auf die Befehls- und Gehorsamsmoral der Soldaten beschworene Tugend der »Loyalität« idealisiert die von Adorno so bezeichnete »autoritäre Unterwürfigkeit« (Adorno, 1973 [1950], S. 48). Damit ist gemeint, dass Trump sich an »ein übermäßiges, totales, emotionales Bedürfnis nach Unterwerfung« unter »einen starken Führer« wendet (ebd., S. 49). Wenn Trump mit den Worten, es sei »besser, einen Tag als Löwe zu leben als 100 Jahre als Schaf« (Piehler, 2016, S. 145), Benito Mussolini zitiert, dann setzt er wie der Duce auf die Bereitschaft zu einer bedingungslosen Unterwerfung unter den »starken Führer«, den er in eigener Person verkörpern will (Adorno, 1973 [1950], S. 49).

Autoritäre Aggression: In-

dem Trump das soziale Leid von Single-Müttern und Industriearbeitern darauf zurückführt, dass nur Washingtons politische Elite »von der Regierung profitiert«, das Volk aber »die Kosten« zu tragen habe (Trump, 2017, AS 3), greift er die Wut der weißen konservativen AmerikanerInnen auf und richtet sie gegen die politische Administration in der Hauptstadt und gegen die demokratische Staatsordnung. So wendet er sich an die von Adorno so genannte »autoritäre Aggression« seiner AnhängerInnen (Adorno, 1973 [1950], S. 50):

»Das Individuum, das zum Verzicht auf fundamentale Wünsche und in einem System strenger Selbstbeschränkung zu leben gezwungen wurde und das sich betrogen fühlt, neigt nicht nur dazu, nach einem Objekt zu suchen, an dem es sich schadlos halten kann, es wird sich auch besonders über die Vorstellung ärgern, andere könnten besser wegkommen« (ebd.).

Zugleich richtet Trump die autoritäre Aggression seiner WählerInnen gegen das Ausland, das verantwortlich für die »Verwüstung« Amerikas, für das Herstellen »unserer Produkte«, für das »Stehlen unserer Unternehmen« und für die »Zerstörung unserer Arbeitsplätze« sei.

Die drei beschriebenen Merkmale des Autoritarismus »Konventionalismus, autoritäre Unterwürfigkeit und autoritäre Aggression berühren alle das Moralproblem – die Verhaltensnormen, die Beziehungen zu den Mächten, die sie uns auferlegen, zu denen, die gegen sie verstoßen und daher Strafe verdienen« (ebd., S. 52).

Trump setzt auf ein autoritäres Moralisieren, weil er sich nur in einer konventionellen Weise auf die Normen der Demokratie bezieht, von seinen AnhängerInnen bedingungslose Unterwerfung unter seine patriotische Moral verlangt und hemmungslos gegen diejenigen hetzt, die wie die Demokraten und das Ausland seine moralischen Vorstellungen angeblich verletzen und daher bestraft werden sollen.

Darüber hinaus zeigen sich in Trumps Rede drei weitere Facetten des autoritären Syndroms, die für das Verständnis seines Autoritarismus wichtig sind:

Machtdenken: Wenn Trump sich als der Präsident »einer historischen Bewegung« inszeniert, »wie sie die Welt noch nie zuvor gesehen hat« (Trump, 2017, AS 5), dann prahlt er mit seiner Macht über Millionen von Menschen. Wenn er dafür schwärmt, dass »Amerika absolut unaufhaltsam« sei (ebd., AS 14), weil »keine Herausforderung [...] sich mit dem Herz und dem Kampfeswillen und dem Geist Amerikas messen« könnte (ebd., AS 15), dann unterstreicht er damit die Vorrangstellung seiner Nation vor allen anderen Nationen (»America first«) (ebd., AS 9). Um Amerika »wieder stark«, »wieder stolz« und »wieder großartig« zu machen (ebd., AS 18), »müssen wir groß denken und noch größer träumen« (ebd., AS 14). Auf diese Weise werde Amerika »wieder anfangen zu gewinnen – wie nie zuvor« (ebd., AS 11). Mit Adorno (1973 [1950]) kann man davon sprechen, dass Trumps immer wieder den Superlativ verwendenden Worte Ausdruck eines »Macht Denkens« sind, welche die Disposition des Auto-

* Was Trump unter »Loyalität« versteht, hat der von Trump gefeuerte FBI-Chef James Comey berichtet. Trump habe seine Erklärung nicht akzeptiert, dass er sich als FBI-Chef nicht dem Präsidenten, sondern der demokratischen Rechtsordnung gegenüber zu verantworten habe. Trump habe dagegen von ihm die Zusicherung »persönlicher Loyalität« verlangt (Spiegel-Gespräch mit James Comey, 2018, S. 22). So ist Comey zu dem Schluss gelangt, dass Trump sich mit einem Mafiaboss vergleichen lasse, für den »das oberste Gebot [...] Loyalität« ist (ebd.).

ritären ausdrücken, »menschliche Beziehungen [...] unter Kategorien wie stark-schwach, überlegen-unterlegen, Führer-Gefolgschaft« zu subsumieren (ebd., S. 57). »Das Individuum scheint nach Macht zu streben, sie festzuhalten und nicht wieder verlieren zu wollen« (ebd.). Das Machtdenken führt dazu, dass der Autoritäre die Eigengruppe als eine »höherstehende« und die Fremdgruppe als eine »minderwertige« Ethnie betrachtet (ebd., S. 58).

Destruktivität und Zynismus: Trumps autoritäres Auftreten zeigt sich auch in seiner Zurschaustellung von »Destruktivität und Zynismus« (ebd.). Denn wie Levitsky und Ziblatt (2018, S. 75f.) ausführen, hatte Trump im Wahlkampf 2016 keine moralischen Hemmungen, seine Anhänger zur Gewaltanwendung aufzurufen.

»Wenn ihr jemanden seht, der eine Tomate werfen will, prügelt ihn windelweich, klar? Ernsthaft. Macht ihn fertig. Ich verspreche euch, die Rechtskosten zu bezahlen. Versprochen« (1. Februar 2016, Iowa).

»Ich liebe die alte Zeit. Wisst ihr, was man damals mit Typen wie diesen gemacht hat, wenn sie an einem Ort wie diesem auftauchten? Sie wären auf Tragen hinausgeschafft worden, Leute. Es stimmt ... Ich würde ihm gern eine verpassen, das sage ich euch« (22. Februar 2016, Nevada). [...]

»[...] In Ordnung, schafft ihn raus. Versucht, ihm nicht wehzutun. Wenn doch, werde ich euch vor Gericht verteidigen. Wir wollen nicht mehr übertrieben politisch korrekt sein. Stimmt's Leute?« (4. März 2016, Michigan)«.

Wie Trump sich für die gute alte Zeit begeistert, in der man seine Gegner noch ungestraft

krankenhausreif schlagen konnte, so wehrt er sich gegen »politische Korrektheit« und fordert seine Anhänger dazu auf, einen gegen ihn protestierenden Demonstranten einfach zu verprügeln.

Im Unterschied zu der autoritären Aggression, die moralisch gerechtfertigt werden muss, geht es in diesem Falle um eine »Bereitschaft zu totaler Aggression schon bei geringem Anlaß«, die gar nicht mehr durch Moral legitimiert werden muss (Adorno, 1973 [1950], S. 59). Diese Destruktivität ist Ausdruck einer alles umfassenden »Menschenverachtung« (ebd.). Die »Feindseligkeit« ist in diesem Fall derart »generalisiert« und »so wenig gegen ein bestimmtes Objekt gerichtet [...], dass das Individuum sich nicht verantwortlich zu fühlen« braucht (ebd.).

Projektivität: Adorno zufolge ist autoritäres Verhalten zudem mit »Projektivität« verbunden (ebd.).

»[D]er Autoritäre tendiert dazu, seine unterdrückten Impulse auf andere Menschen zu projizieren, um diese dann prompt anzuklagen. Projektion ist daher ein Mittel, Es-Triebe ich-fremd zu halten, und kann als Zeichen der Unzulänglichkeit des Ichs betrachtet werden, seine Funktionen zu erfüllen« (ebd., S. 60).

Nun zeigt die klinische Praxis der Psychoanalyse, dass die von Adorno dem autoritären Charakter zugeschriebene Neigung zur *Projektion* stets in Kombination mit zwei weiteren Abwehrmechanismen, der *Spaltung* und *Verleugnung* auftritt.

Tatsächlich bedient sich Trump im Zuge seiner autoritären Selbstinszenierungen dieser drei Abwehrmechanismen:

a) *Spaltung:* Wenn Trump

davon spricht, dass die politische Elite in Washington »feierte«, während es »für Familien am Existenzminimum [...] wenig zu feiern« gab, und er nun Washington die Macht nehme, um sie dem Volk »zurückzugeben« (Trump, 2017, AS 3), dann greift er auf den Abwehrmechanismus der Spaltung zurück, um die Nation in die guten Republikaner, die sich um das Volk sorgen, und in die Demokraten zu teilen, die auf Kosten des Volkes in Saus und Braus leben. In derselben Weise spaltet Trump die Welt in Gut und Böse: Während Amerika die Macht des Guten verkörpere, die andere Länder immer nur wirtschaftlich und militärisch unterstützt habe, stelle sich das Ausland als die Macht des Bösen dar, die sich auf Kosten »unseres Landes« bereichert, amerikanische Firmen gekauft und amerikanische Arbeitsplätze vernichtet habe.

b) *Verleugnung:* Wenn Trump das Ausland für die Arbeitslosigkeit amerikanischer Arbeiter verantwortlich macht, dann bedient er sich des Abwehrmechanismus der Verleugnung, um unbewusst zu machen, dass die US-ArbeiterInnen ihre Arbeitsplätze verloren haben, weil sie durch technische Automatisierung ersetzt worden sind. Zugleich verleugnet Trump auf diese Weise, dass die von amerikanischen Wirtschaftseliten propagierte Globalisierung dazu geführt hat, dass US-amerikanische Firmen Arbeitsplätze nach Mexiko und China verlagert haben.

c) *Projektion:* Wenn Trump darauf schimpft, dass die Regierung in Washington es sich auf Kosten des Volkes habe gut gehen lassen, dann rekurriert er auf den Abwehrmechanismus der Projektion, um den Demokraten die Verantwortung für den Verlust von Arbeitsplätzen zu geben.

Und wenn er sich über das Ausland aufregt, das auf Kosten der USA Gewinne gemacht habe, dann projiziert er auf andere Nationen die Verantwortung der Großunternehmen, welche die Massenarbeitslosigkeit durch die Automatisierung der Produktion und durch die Verlagerung von Produktionsstätten in fremde Länder verursacht haben.

Trumps auf den Einsatz primitiver Abwehrmechanismen setzendes autoritäres Verhalten setzt sich über die Wirklichkeit durch Halbwahrheiten und offenkundige Lügen* hinweg, die jedoch die von ihm begeisterten Amerikaner nicht irritieren. Denn die blue-collar-workers weißer Hautfarbe lassen sich von Trumps düsterem Ausmalen der sozialen und politischen Krisenlage und von seiner Hetze gegen die Demokraten und gegen das Ausland faszinieren.

Bei Trump dient die Sprache daher keiner rationalen Verständigung. Vielmehr benutzt er die Sprache auf eine suggestive Weise zum Anheizen einer Stimmungslage, die massive Ängste auslöst und zugleich heftige Aggressionen anheizt. Unter dem Einfluss der von Trump beschworenen Krisenlage reagieren viele Amerikaner mit einer solchen Panik, dass sie auf eine kindliche Erlebnisweise von Verzweiflung und ohnmächtiger Wut regredieren, der entsprechend sie sich auf eine autoritäre Weise dem Präsidenten unterordnen. Denn Trump verspricht ihnen, dass sie in seiner Gegenwart »keine Angst« zu haben brauchen, weil er ein einzigartiger Präsident mit außergewöhnlichen Fähigkeiten ist, der den Weg zur Lösung aller sozialen und politischen Probleme weiß (ebd., AS 14).

Die Einschätzung, dass Trump die Affekte vieler Amerikaner auf der Grundlage einer autoritären Mobilisierung manipulativ vereinnahmt, konvergiert mit der Analyse von Levitky und Zibblatt (2018), die anhand des von ihnen ausgewerteten Datenmaterials zu dem Schluss gelangen, dass der amerikanische Präsident ein »autoritärer Politiker« ist, der die Demokratie gefährdet, weil er »(1) in Wort und Tat demokratische Spielregeln ablehnt, (2) politischen Gegnern die Legitimität abspricht, (3) Gewalt toleriert oder befürwortet oder (4) bereit ist, bürgerliche Freiheiten von Gegnern, einschließlich der Medien, zu beschneiden« (ebd., S. 31).

Über Trumps autoritärem Interagieren mit seinem Publikum darf freilich nicht übersehen werden, dass er sich auf eine zeitgemäße Weise präsentiert. Das autoritäre Verhalten von Trump stellt nämlich die Kehrseite der spielerischen Leichtigkeit dar, mit der er viele AmerikanerInnen amüsiert. »Wenn man eine gute Einschaltquote hat«, so plaudert er gelegentlich aufgeräumt, dann »berichten sie über dich, selbst, wenn du nichts zu sagen hast« (Piehler, 2016, S. 74). So lässt er das Publikum augenzwinkernd wissen, dass es nicht auf eine sinnvolle Botschaft ankommt. Vielmehr sei es entscheidend, ein Entertainer zu sein, der sein Publikum gut unterhält. Daher interessiert es Trump auch nicht, ob etwas wahr oder falsch ist. »Ich glaube nicht, dass ich Fehler gemacht habe. Jedes Mal, wenn jemand sagt, dass ich einen Fehler gemacht habe, gibt es Umfragen, und ich gewinne dazu. Also schätze ich mal, dass ich keine Fehler mache« (ebd., S. 28).

Das Kriterium dafür, ob ihm ein Fehler unterläuft, sieht Trump nicht in einem Verstoß gegen die demokratische Verfassung oder gegen demokratische Spielregeln. Mit der Idee, wohl keine Fehler gemacht zu haben, wenn sein Verhalten seine Beliebtheit in der Öffentlichkeit gesteigert hat, spricht er jene Amerikaner an, die einem postmodernen Lebensgefühl entsprechend glauben, dass »anything goes«.

Trumps autoritäre Inszenierungen finden also in Zeiten eines tiefgreifenden historischen Wandels statt. Denn die politische Kultur der Gegenwart wird zusehends durch ein postmodernes Bewusstsein geprägt, das sich mit Jean-Francois Lyotard (1994 [1979]) als Reflex darauf begreifen lässt, dass angesichts des ungebremsen technologisch-industriellen Fortschritts und der Hochrüstung der modernen Industrienationen, durch welche die Gefahr einer globalen atomaren und ökologischen Katastrophe verewigt wird, die großen, sinnstiftenden Erzählungen der Moderne ihre Glaubwürdigkeit verloren haben – gleichgültig, ob man an die aufklärerische Erzählung von der Emanzipation der Menschheit oder an die Erzählung des Historismus von einer Hermeneutik des Sinns denkt.

Lyotard versteht die Postmoderne als ein aufgeklärtes Bewusstsein über die Moderne, das dem Weltgeschehen keinen universellen Sinn mehr unterlegt, sondern sich von »der Einsicht in die Pluralität letztlich sinnloser Sprachspiele« leiten lässt, die durch das Erschließen einer Vielfalt neuer, noch unbekannter Lebensformen »Potentiale von ›Freiheit‹ und ›Gerechtigkeit‹« eröffnen könn-

* Kessler und Kollegen (2018) berichten, dass Trump als Präsident bis September 2018 über 5.000 falsche oder irreführende Behauptungen aufgestellt hat. Während er in den ersten 100 Tagen seiner Amtszeit noch täglich 4,9 Unwahrheiten verbreitete, stellte er am 7. September bei einem zweistündigen Interview während eines Fluges der Air Force One einen neuen Rekord mit 125 Falschaussagen auf. Bei der 5.000. Lüge handelte es sich übrigens um einen Tweet zu den Nachforschungen des Anwalts Robert Mueller: »Russian ›collusion‹ was just an excuse by the Democrats for having lost the election!«

ten (Georg-Lauer, 1988, S. 198).

Die von der Postmoderne propagierte »bunte Vielfalt von Erklärungen, Deutungsmustern, Methoden, Techniken, Theorien und Lebensformen« (Kemper, 1988, S. 7f.) verflacht bei Trump allerdings zu einer willkürlichen Kombination heterogener Versatzstücke, die allein dadurch zusammengehalten werden, dass Trump als »disrupter« agiert, der »gezielt stören und zerstören will« (Klingst, 2018, S. 7). Wenn er dagegen wettet, dass »unser Land [...] vor lauter politischer Korrektheit zum Teufel« geht (Levitsky & Ziblatt, 2018, S. 75), dann bricht er ganz im Sinne postmoderner Sprachspiele mit den sinnstiftenden »Traditionen, Konventionen und althergebrachten Regeln« westlicher Demokratien (ebd.). Als ein sich »nach Lust und Laune [...] mit Freunden, Verbündeten und Feinden gleichermaßen« anlegender Störenfried (Klingst, 2018, S. 7) bedient Trump verschiedene Sprachspiele:

Das Sprachspiel des Geschäftsmanns: Wenn er in der Antrittsrede erklärt, dass Amerika »wieder anfangen« werde »zu gewinnen – gewinnen wie nie zuvor« (Trump, 2017, AS 11), dann will er dadurch stören, dass er Politik als ein Geschäft betrachtet, dem entsprechend man stets »auf der Suche nach einem schnellen Deal« sein sollte (Klingst, 2018, S. 7). Das Sprachspiel, das Amt des Präsidenten »wie ein Bauunternehmer zu führen« destruiert die sinnstiftende Erzählung von einem Regierungschef, der die Nation auf der Grundlage parlamentarischer Entscheidungen führt, die auf Initiativen der eigenen Partei zustande kommen und mit der Opposition verhandelt werden. Wie Trump multilaterale Institutionen wie die Vereinten Nationen und die Welt-

handelsorganisation ablehnt, weil er das »komplizierte Geflecht internationaler Beziehungen mit bindenden Verträgen, langatmigen Konferenzen und mühsamen Strukturen« hasst (ebd.), so destruiert er dadurch, dass er die Europäische Union als »ein Bündnis zur wirtschaftlichen Schwächung Amerikas« betrachtet (Esch et al., 2017, S. 16), die »seit dem Zweiten Weltkrieg gewachsene Wertegemeinschaft des Westens« (ebd., S. 13).

Auf diese Weise praktiziert Trump als Präsident das Sprachspiel des Geschäftsmanns, der »nicht globale Kompromisse« anstrebt, »sondern in Verhandlungen mit einzelnen Staaten das Beste für sich herauszuschlagen« versucht (Fichtner, 2017, S. 6). Eben das imponiert vielen AmerikanerInnen, dass er mit internationalen Verhandlungen so respektlos umgeht, dass aus ihnen ein »Feilschen um einen Bauauftrag« wird (Repinski & Stark, 2016, S. 13).

Das Sprachspiel des Rassismus: Gegen die »politische Korrektheit«, die auch ein Ergebnis der Kämpfe von ethnischen Minderheiten um Bürgerrechte ist, wendet Trump sich durch rassistische Hetze. Ob er 2015 »ein totales und vollständiges Einreiseverbot für Muslime in die USA« verlangt (Piehler, 2016, S. 82), ob er die Abschiebung von Millionen illegaler MigrantInnen fordert oder ob er die BürgerInnen Mexikos als »Kriminelle« beschimpft, »die nur durch eine Mauer fernzuhalten seien« (Brinkbäumer et al., 2016, S. 17), Trump benutzt das Sprachspiel des Rassismus, durch das er die sinnstiftende Erzählung der Menschenrechte destruiert.

Was damit konkret gemeint ist, illustriert eine Szene aus einer in Florida gehaltenen Rede. Um

seinen Unwillen darüber zum Ausdruck zu bringen, wie in Deutschland mit der Flüchtlingskrise umgegangen wurde, las er seinen Zuhörern den Text des Songs *The Snake* von Al Wilson vor:

»Der Song handelt von einer Schlange, die, vor Kälte halb erfroren, bei einer Frau um Einlass bittet. Die Frau erbarmt sich und lässt das Tier ins Haus. Doch dann verpasst die Schlange ihr einen giftigen Biss.

Trump zitiert den Text leidenschaftlich, wie bei einem Vorlesewettbewerb. »Oh, sei ruhig, du dumme Frau«, imitiert er die Schlange mit kräftiger Stimme: »Du hast doch von vornherein gewusst, dass ich eine Schlange bin!« Die Menge jubelt, sie ist jetzt völlig aus dem Häuschen. Trump starrt sie an. »Wir werden gebissen werden, Leute. Wir werden gebissen werden.« (Feldenkirchen et al., 2016).

Das fremdenfeindliche Vorurteil, das Migranten als Angehörige anderer Ethnien durch die Gleichsetzung mit einer giftigen Schlange entmenschlicht, deren Versuchungen schon Eva im biblischen Paradies erlegen sein soll, übersetzt Trump im Rückgriff auf populäre Soulmusik in ein unterhaltsames Sprachspiel. In diesem Märchen wird Angela Merkel zu einer Frau stilisiert, der das Mitleid mit den durch eine Giftschlange verkörperten gefährlichen MigrantInnen, die sie in das Haus Europa einlädt, zum Verhängnis wird.

Das Sprachspiel des Sexismus: Ein weiteres Sprachspiel, mit dessen Hilfe er die »politische Korrektheit« unterläuft, die eine Folge der durch die Frauenbewegung in Gang gesetzten Emanzipation des weiblichen Geschlechtes ist, besteht darin, dass Trump politische Ereignisse sexualisiert.

Auf der einen Seite bedeutet das, dass Trump nicht müde wird, sein perfektes »Aussehen« zu betonen, »weil ich einfach sehr gut aussehe« (Piehler, 2016, S. 33). Dazu gehöre auch, dass seine »Finger [...] lang und wunderschön« seien, »genauso – und dafür gibt es zahlreiche Beweise – wie diverse andere meiner Körperteile« (ebd., S. 32). Während Trump in dieser Szene auf das Sprachspiel des Sexismus setzt, indem er durch das Unausgesprochene die Fantasie weckt, dass sein Penis »so lang und wunderschön« wie seine Finger sei, hat er in einer anderen Situation, einer Fernsehdebatte, explizit zur Sprache gebracht, »dass er keineswegs einen kleinen Penis habe« (Brinkbäumer et al., 2016, S. 15). So hat sich Trump auch als Präsidentschaftskandidat als der attraktive Mann mit eindrucksvoller sexueller Potenz präsentiert, den er schon im März 1990 auf dem Cover des *Playboy* dargestellt hatte. Wenn er erklärt, es sei ihm »egal«, »was die Medien schreiben, solange man ein junges und schönes Stück Hintern an seiner Seite hat« (Feldenkirchen et al., 2016, S. 16), dann unterhält er sein Publikum mit dem Sprachspiel des Sexismus und bringt damit auch zum Ausdruck, dass Kritik ihn kalt lässt, solange er sich durch die sexuelle Verfügung über eine hübsche Frau stabilisieren kann, deren Attraktivität er an der erotischen Ausstrahlung eines Körperteils misst.

Auf der anderen Seite benutzt er das Sprachspiel des Sex-

xismus zur Diffamierung seiner GegnerInnen. So war er schon vor Jahrzehnten der Meinung, dass »unsere sogenannten Verbündeten« wie Japan, Westdeutschland oder Südkorea nur deshalb bessere Produkte herstellen, weil sie hochsubventioniert werden (Playboy-Interview, 1990, S. 63). Wir AmerikanerInnen würden dagegen auf der ganzen Welt ausgelacht, weil wir Hunderte von Milliarden für die Verteidigung dieser reichen Länder ausgeben, die ohne uns »in fünfzehn Minuten von der Erdoberfläche weggewischt würden [...]. Unsere ›Verbündeten‹ machen Milliarden, indem sie uns vögeln« (ebd.). Ein weiteres Beispiel für das Sprachspiel des Sexismus ist ein frauenfeindlicher Witz, mit dem Trump die demokratischen Gegenkandidatin im Wahlkampf um die Präsidentschaft diffamierte: »Wenn Hillary noch nicht mal ihren Ehemann befriedigen kann«, so twitterte er im April 2015, »wie kommt sie dann darauf, Amerika befriedigen zu können?« (Piehler, 2016, S. 99). Auf eine vulgäre Weise wirkt dieses Sprachspiel postmodern, weil es nicht mehr um eine Konkurrenz der sinnstiftenden Erzählungen von Demokraten und Republikanern, sondern allein um einen lärmenden Schlagabtausch geht, bei dem Trump einerseits mit seiner phantastischen Potenz prahlt, die durch seinen großen schönen Penis verkörpert wird. Andererseits begeistert er seine WählerInnen, wenn er seine Gegenkandidatin der Lächerlichkeit preisgibt, indem er sie durch die Reduktion auf das ihr

unterstellte sexuelle Versagen als Frau für die Levinsky-Affäre ihres Ehemannes verantwortlich macht.*

Zwei Gefahren für die US-Demokratie

Indem Trump dem postmodernen Klima der Gegenwart dadurch entspricht, dass er die zur Bühne einer vulgären Unterhaltungsshow gemachte Politik, bei der sich viele AmerikanerInnen gut unterhalten, mit dem Auftreten eines autoritären Präsidenten kombiniert, der von ihnen uneingeschränkte »Loyalität« erwartet und der alle MitarbeiterInnen feuert, die ihm widersprechen, treibt er einen postmodernen Autoritarismus auf die Spitze, der schon zur Amtszeit von George W. Bush grassierte (vgl. H.-D. König, 2008).

Das bedeutet aber, dass durch Trump die repräsentative Demokratie in Amerika von zwei Seiten aus bedroht wird. Auf der einen Seite wird die Demokratie durch die von Levitsky und Ziblatt (2018) beschriebenen autoritären Praktiken des Präsidenten bedroht. Wenn er Medien als »Feinde des amerikanischen Volkes« beschimpft (ebd., S. 205), wenn er die ungeschriebene Regel, »private und öffentliche Angelegenheiten« zu trennen, durch die Berufung seiner Tochter und seines Schwiegersohns auf hohe BeraterInnenposten verletzt (ebd., S. 228), und wenn er das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Regierung durch »ständige, dreiste Lügenge-

* Ein Beispiel dafür, dass diese Inszenierungen Trumps auch in Deutschland ihre Wirkung entfalten, liefert der Kulturjournalist Alexander Grau (2017), der Trump in der Zeitschrift *Cicero* als »ersten wahrhaft postmodernen Staatschef« gefeiert hat: »Denn anders als jede salbungsvolle Sonntagsrede ist seine Unkonventionalität und Undogmatik in der Lage, den Politstil alter Schule, wie wir ihn im Prinzip seit dem 19. Jahrhundert kennen, zu entlarven und aufzuzeigen, dass er den Anforderungen des 21. Jahrhunderts nicht mehr gewachsen ist«. Grau bewundert »Trump's unverstellte Rhetorik«, die »durchaus heilsam« sein könnte. »Seine Respektlosigkeit, sein Mangel an Ehrfurcht und Traditionsbewusstsein, aber auch seine Sprunghaftigkeit und Flexibilität könnten die Impulsgeber sein, die so dringend benötigt werden«. Denn sein »laienhafter, provozierender und rabiater Stil« habe »das Potenzial, die eingerosteten und unbeweglichen Institutionen des Westens durchzurütteln«. Daher könne er »eine politische Kulturrevolution auslösen, die die alten Eliten vor sich hertreibt und Institutionen infrage stellt«. Ihm sei es gelungen, »die elitäre Anti-Establishment-Rhetorik der Salonlinken ins Volkstümliche zu wenden und auf die Straße zu holen«. Wie vielen AmerikanerInnen imponieren dem mit dem neuen Präsidenten sympathisierenden Journalisten Grau Trumps bunte postmoderne Sprachspiele, deren manifester Sinn sich über den weiter oben analysierten latenten Sinn hinwegsetzt.

spinste« erschüttert (ebd., S. 231), dann demontiert er durch sein autoritäres Verhalten die Spielregeln der amerikanischen Demokratie.

Wenn er auf der anderen Seite seiner Verachtung für professionelle PolitikerInnen offen Ausdruck verleiht und die Politik zu einer Angelegenheit von Geschäftsleuten macht, die ihre Arbeit als »Job« verstehen und denen es um einen »ökonomischen Kampf um Einfluss und Ressourcen« geht, dann destruiert Trump auf eine postmoderne Weise den Sinn eines demokratischen Umgangs mit politischen Gegnern oder auch die Bedeutung von internationalen Verträgen, die das friedliche Zusammenleben der Nationen regeln. Wenn die Politik zu einer Realityshow verkommt, in der ein Präsident das Publikum durch die Verhöhnung von politischen Kontrahenten, Richtern, ethnischen Minderheiten und MigrantInnen, Frauen, Schwulen und Lesben und durch die Hetze gegen sie unterhält, dann wird die postmoderne Kultur dazu benutzt, den Sinn von öffentlichen Diskussionen zu zerstören, die dem Verständnis des anderen und Fremden dienen und von denen demokratische Entscheidungsprozesse abhängig sind. In Trumps Amerika wird die Demokratie daher nicht nur durch seine Angst und Wut erzeugenden autoritären Inszenierungen, sondern auch durch seine als amüsanter geltenden Sprachspiele bedroht, die im Rahmen eines postmodernen Klimas die Vorstellung erzeugen, dass alles beliebig und es daher völlig gleichgültig ist, ob eine Aussage wahr oder falsch ist. Denn entscheidend sei es allein, ob der neueste Tweet des Präsidenten ein unterhaltsamer Gag wird, der seine politischen Gegner sprachlos macht.

Literatur:

- Adorno, T.W. (1973 [1950]). Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brinkbäumer, K., Medick, V., Repinski, G. & Stark, H. (2016). Der kranke Kandidat. Der Spiegel, Nr. 38, 17.09.2016, 14–23.
- D’Antonio, M. (2017 [2015]). Die Wahrheit über Donald Trump. Berlin: Ullstein.
- Erikson, E. (1975 [1974]). Dimensionen einer neuen Identität. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Esch, C., Hesse, M., Jung, Müller, A.P., Neukirch, R., Sandberg, B., Sauga, M., Schult, C., Stark, H. & Zand, B. (2017). »Win-win ist für Pussies«. Der Spiegel Nr. 4, 21.01.2017, 12-20.
- Feldenkirchen, M., Medick, V. & Stark, H. (2016). Yes, I can. Der Spiegel, Nr. 5, 30.01.2016, 14-23.
- Fichtner, U. (2017). Front gegen Trump. Der Spiegel, Nr. 4, 21.01.2017, 6.
- Fiedler, L. (1986 [1968]). Die Rückkehr des verschwundenen Amerikaners. Die Wiedergeburt des Indianers im Bewusstsein des Neuen Westens. Reinbek/H.: Rowohlt.
- Fraser, N. (2017). Vom Regen des progressiven Neoliberalismus in die Traufe des reaktionären Populismus. In H. Geiselberger (Hrsg.), Die große Regression (S. 77-91). Berlin: Suhrkamp.
- Georg-Lauer, J. (1988). Das »postmoderne Wissen« und die Dissens-Theorie von Jean-Francois Lyotard. In P. Kemper (Hrsg.), »Postmoderne« oder Der Kampf um die Zukunft (S. 189-206). Frankfurt/M.: Fischer.
- Grau, A. (2017). Donald Trump. Der wahre 68er. Cicero, 20.01.2017. <https://www.cicero.de/aussenpolitik/donald-trump-der-wahre-68er> [Stand: 08.05.2017].
- Kemper, P. (1988). »Postmoderne« oder Der Kampf um die Zukunft. Frankfurt/M.: Fischer.
- Kessler, G., Rizzo, S. & Kelly, M. (2018). President Trump has made more than 5.000 false or misleading claims. The Washington Post, 13.09.2018. https://www.washingtonpost.com/politics/2018/09/13/president-trump-has-made-more-than-false-or-misleading-claims/?noredirect=on&utm_term=.215d1a045fe1 (Stand: 28.11.2018).
- Klingst, M. (2018). Trumps Amerika. Reise in ein weißes Land. Stuttgart: Reclam.
- König, H.-D. (2001). Tiefenhermeneutik als Methode psychoanalytischer Kulturforschung. In H. Appelsmeyer & E. Billmann-Mahecha (Hrsg.), Kulturwissenschaft. Felder einer prozessorientierten wissenschaftlichen Praxis (S. 168–194). Opladen: Velbrück Wissenschaft.
- König, H.-D. (2008). George W. Bush und der fanatische Krieg gegen den Terrorismus. Eine psychoanalytische Studie zum Autoritarismus in Amerika. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- König, H.-D. (2018). Die Welt als Bühne mit doppeltem Boden. Tiefenhermeneutische Rekonstruktion kultureller Inszenierungen. Wiesbaden: Springer VS.
- König, J., Burgermeister, N., Brunner, M. Berg, P. & König, H.-D. (2018) (Hrsg.). Dichte Interpretation. Tiefenhermeneutik als Methode qualitativer Forschung. Wiesbaden: Springer VS.

Kuzmany, S. (2017). Trumps Amtsübernahme. Das ist eine Drohung. <http://www.spiegel.de/politik/ausland/donald-trumps-amtsuebernahme-ein-volk-ein-land-ein-praesident-a-1131030.html> (Stand: 28.11.2018).

Levitsky, S. & Ziblatt, D. (2018). Wie Demokratien sterben. Und was wir dagegen tun können. München: DVA.

Lorenzer, A. (1970). Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Lorenzer, A. (1986). Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In H.-D. König, A. Lorenzer et. al. (Hrsg.), Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur (S. 11–98). Frankfurt/M.: Fischer.

Lyotard, J.F. (1994 [1979]). Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien: Passagen-Verlag.

Nachtwey, O. (2017). Entzivilisierung. Über regressive Tendenzen in westlichen Gesellschaften. In H. Geiselberger (Hrsg.), Die große Regression (S. 215-231). Berlin: Suhrkamp.

New York Times, The (2017). Donald Trump's Inaugural Speech, Annotated Jan. 20, 2017. New York Times reporters analyze the 45th president's comments. <https://www.nytimes.com/interactive/2017/01/20/us/politics/donald-trump-inauguration-speech-transcript.html> (Stand: 29.09.2018).

Piehler, M. (Hrsg.). (2016). »Weil ich einfach sehr gut aussehe.« Erschreckend wahre Worte von Donald J. Trump. Reinbek/H.: Rowohlt.

Playboy-Interview (1990). Donald Trump. Playboy, March 1990, 55–72.

Repinski, G. & Stark, H. (2016). Der Unberechenbare. Der Spiegel, Nr. 46, 12.11.2016, 10–15.

Spiegel-Gespräch mit FBI-Chef James Comey. Der Spiegel, Nr. 17, 21.04.2018.

Stark, H. (2017). Größenwahn und Kleingeist. Der Spiegel, Nr. 4, 21.01.2017.

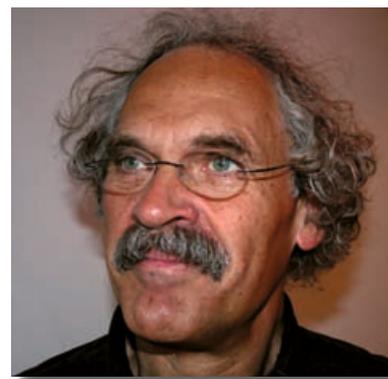
Stenner, K. (2005). The Authoritarian Dynamic. New York: Cambridge University Press.

Trump, D.J. (2017). Dieses Massaker Amerikas endet hier und jetzt. Inaugurationsrede vom 20.01.2017. http://www.faz.net/aktuell/politik/trumps-praesidentschaft/trump-rede-im-wortlaut-dieses-massaker-amerikas-endet-hier-und-jetzt-14709309.html?printPageArticle=true#pageIndex_0 (Stand: 25.09.2018).

Trump, D.J. & McIver, M. (2015 [2004]). Wie man reich wird. Ansichten und Einsichten eines Multimilliardärs. München: FinanzBuch.

Über den Autor:

Hans-Dieter König, Prof. Dr. phil. habil., hat Soziologie und Sozialpsychologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main gelehrt, ist Gründungsmitglied der Forschungswerkstatt Tiefenhermeneutik und Permanent Fellow des Hans Kilian und Lotte Köhler Centrums an der Ruhr-Universität Bochum. Er praktiziert zudem als Psychologischer Psychotherapeut und Psychoanalytiker in eigener Praxis in Dortmund.



Bandy X. Lee (Hg.)
Wie gefährlich ist Donald Trump?
 27 Stellungnahmen aus Psychiatrie und Psychologie

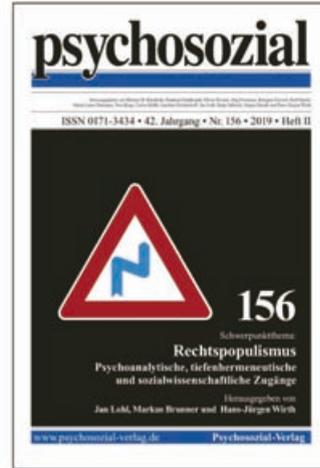


385 Seiten
 Hardcover • € 33,90 (A)
 ISBN 978-3-8379-2797-9

»Trotz der beunruhigenden Materie macht es zu jedem Zeitpunkt Spaß, das Buch zu lesen. Es ist auch für Laien verständlich und bietet neue, überraschende Einblicke in ein Thema, das man eigentlich nicht mehr hören kann.«

Corinna Hartmann, Gehirn & Geist 1/2019

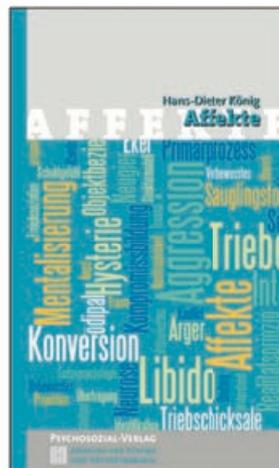
Jan Lohl, Markus Brunner, Hans-Jürgen Wirth (Hg.)
psychosozial 156
 Rechtspopulismus. Psychoanalytische, tiefenhermeneutische und sozialwissenschaftliche Zugänge



(42. Jg., Nr. 156, 2019, Heft III)
 144 Seiten
 Broschur • € 20,50 (A)
 Abo: 4 Hefte jährlich / 59,90 €
 zzgl. Porto

Die Fragen danach, wie Rechtspopulismus psychosozial funktioniert und wie er strukturiert ist, was ihn affektiv attraktiv macht und auf welche psychischen Dynamiken er bei seinen Rezipient*innen trifft, untersuchen die Beiträge des Themenschwerpunktes aus psychoanalytischer, tiefenhermeneutischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive.

Hans-Dieter König
Affekte



141 Seiten
 Broschur • € 17,40 (A)
 ISBN 978-3-8379-2249-3

Die Auseinandersetzung mit Affekten bildet den Dreh- und Angelpunkt der Psychotherapie. Der Autor illustriert, wie PsychotherapeutInnen Affekte handhaben und wie sie Übertragungs- und Gegenübertragungsgefühle deuten. Zudem werden die Affekte im Rekurs auf die Triebtheorie, neuere Affekttheorien und die Mentalisierungstheorie dargestellt.

Gianluca Crepaldi
Containing



147 Seiten
 Broschur • € 17,40 (A)
 ISBN 978-3-8379-2788-7

Der von W.R. Bion geprägte Begriff Containing erfasst die psychische Entwicklung und psychische Realität des Einzelnen, aber auch zwischenmenschliche, affektive Austauschprozesse in ein und demselben Modell. In verständlicher Sprache und mithilfe anschaulicher klinischer Fallbeispiele erläutert und aktualisiert Gianluca Crepaldi das klassische psychoanalytische Konzept Containing und zeigt seinen Nutzen für die heutige psychotherapeutische und psychosoziale Praxis auf.

THERAPEUTISCHE RÄUME IN FILM UND ANALYSE

In der Geschichte des Films scheinen fiktive PsychotherapeutInnen ebenso wie die bewegten Bilder selbst eine charakterliche Evolution durchzumachen. Speziell für Psychoanalytiker beobachtet Richard Gross (Der Psychotherapeut im Film, 2012) eine Entwicklung vom fieschen Wunderheiler über den oft nicht weniger erotisch wirkenden bössartigen Irren hin zur liebenswert skurrilen Hilfsperson. Über die filmische Evolution von Psychoanalytikerinnen kann jedoch keine solche Verallgemeinerung erreicht werden: Die filmische Datenlage ist zu dünn. Eine zusätzlich fachspezifische Betrachtung ist auch ohne Geschlechtertrennung bereits schwierig, weil allein schon die Begriffe PsychotherapeutIn, PsychiaterIn und PsychologIn in der gesellschaftlichen Wahrnehmung ständig miteinander verschwimmen und daher von Filmschaffenden gleich wie von PatientInnen und ihren Angehörigen häufig und gerne in einen Topf geworfen werden. Wir alle zusammen stellen jedenfalls das Publikum für Filme dar, welche psychotherapeutisch tätige Personen in ihren Praxisräumen zeigen.

Fiktive psychotherapeutische Praxisräume haben als erzählerisches Element eine Aussagefunktion, sowohl in Bezug auf die Erwartungen des Publikums an Psychotherapie als auch in Bezug auf das Wesen der Person, zu der dieser Raum gehört. Der Kubikmeter-Bedarf einer Psychotherapie wirkt dabei gern üppig: FilmtherapeutInnen scheinen mit ihrer Praxis oft halbe Häuser oder zumindest ganze Hochhausetagen zu belegen (Elementary). Manchmal arbeiten sie in adaptierten Garagen, die zu einem mittelgroßen Transportunternehmen passen könnten (In Treatment). Oder sie verwenden ihr Gar-

tenhäuschen, welches dann innen größer ist als außen (Wanderlust). Gar nicht so selten teilen sie sich die weitläufigen Quadratmeter doch noch mit jemand: etwa mit einer eleganten Vorzimmerdame, welche umgeben von gut gedüngten Zimmerpflanzen, abstrakter Wandkunst und dunkler Tropenholztäfelung Honorarnoten abrechnet, während PatientInnen in regelrechten Wartehallen Zeitschriften durchblättern (After Life, Elementary, Lie to Me).

Der fiktive Therapieraum selbst wird abgesehen von Personen vor allem von Büchern beherrscht. Meist braucht es ein wandfüllendes Regal, um die Literatur in eine Ordnung zu zähmen und zu beherbergen. Die Couch kommt vor, dient aber in neuen Filmen eher als wohnlandschaftliches Sitzmöbel (In Treatment) und nur mehr eher selten als klassischer Ort des Liegens in dekorativ durchdachtem Ambiente (The Art of Crime).

Themen wie Raummiete, Buchungskalender oder Krankenkassentarif sind für FilmtherapeutInnen mit solchen Räumen wohl eher weniger relevant. Das könnte auch daran liegen, dass die Filmemacher diesen unseren fiktiven KollegInnen mit Vorliebe dissoziale Persönlichkeitsstrukturen zuordnen und sie als abzockend, selbstverliebt und kriminell darstellen; denn durch und durch wohlmeinende und ehrliche Therapeuten können auch in engen und vollgestopften Kämmerchen wirken (Good Will Hunting). Karge Räume, scheint es, werden eher von ehrlichen weiblichen Therapeuten belebt, so zum Beispiel eine Art düstere Tanzhalle (Sherlock / A Study in Pink) oder ein Raum, der vielleicht einmal eine Waschküche war (12 And Holding). Der nicht fiktive Georges

Devereux praktiziert zwar ebenfalls in Kargheit zwischen aufgestapelten Stühlen (Jimmy P.); das soll hier aber nicht zählen, da er nicht ehrlich ist, sondern von seiner Freundin bei einer Lüge ertappt wird.

Es ist wohl so, dass Filmemacher und ihr Publikum gewisse klischeehafte Vorstellungen davon haben, wie ein Therapieraum auszusehen hat. Woher kommen diese Klischees? Und sind wir, die therapeutisch Tätigen, selber auch davon beeinflusst? Oder handelt es sich bei der Art der Dekorationen und Möbel gar nicht um Klischee-Erfüllungen, sondern um notwendige Ingredienzien therapeutischer Räume? Haben sie zusätzliche Funktionen abseits des Offensichtlichen? Wir haben dazu eine ziemlich spontane anonyme Umfrage unter den KandidatInnen im PSI-Curriculum durchgeführt. Die Umfrage enthielt zwei schriftlich zu beantwortende freie Fragen. Die Rücklaufquote betrug sensationelle 69 % (n = 13).

Die erste Frage lautete: „Wie stellst Du Dir den idealen Therapieraum vor?“

55% verlangte es ausdrücklich nach einer Couch.

44% bestanden auf Zimmerpflanzen, unter anderem als Zeichen der Lebendigkeit (erwähnenswert an dieser Stelle: Eine Person würde den Raum nach und nach einrichten, als dynamisches Zeichen der Lebendigkeit).

Bücherregale wurden ebenfalls in 44% der Antworten erwähnt; einer Person war es dabei besonders wichtig, dass das Bücherregal voll sein sollte.

33% wollten einen Raum

in einem Altbau, nicht zu klein und nicht zu groß. Man sollte sich nicht beengt fühlen, sich aber auch nicht darin verlieren. Es sollte ein Wohlfühl-Raum sein, zentral gelegen, gut erreichbar, ruhig, einladend, hell mit großem Fenster oder schöner Aussicht (33 %) und gemütlich. Im Zweifel wünschten sich 22 % einen großen Raum. Ebenfalls je 22 % wollten einen Holzfußboden, dunkle Möbel und / oder einen Teppich.

Bei Bildern und persönlichen Gegenständen schieden sich die Geister jeweils in etwa gleiche Teile; eine Person bestand auf einer Taschentuchbox.

Die zweite Frage lautete: „Durch wen oder was fühlst Du Dich dabei inspiriert, bzw. gibt es ein Vorbild?“

44 % fühlen sich durch den Raum inspiriert, indem sie ihre Lehranalyse absolvieren. Weitere Inspirationsquellen boten die Räume des PSI (33 %), andere Arbeitsräume von Kollegen, Filme, sowie Wiener Einflüsse. Eine Person gab an, sich von Frankreich inspiriert zu fühlen.

Die Gestaltung des Therapieraums scheint also einer Tradition zu folgen, deren gefühlsmäßige Inhalte Kleinianische Herzen höherschlagen lassen könnten. Überraschend waren mit dem Stichwort Frankreich möglicherweise Lacanianische Anklänge. Aber wem, wenn wir von Tradition reden, gehört der Therapeutische Raum dann eigentlich wirklich ganz? Uns, die wir ihn einrichten? Vielleicht auch jenen, die uns dabei inspiriert haben? Und was ist mit den PatientInnen? Beanspruchen nicht auch sie den Raum für eine gewisse Zeit als ihren Besitz?

Claudia Intelmann hat sich in ihrer über 900 Seiten starken Dis-

sertation diesen Fragen gewidmet (Der Raum in der Psychoanalyse - Zur Wirkung des Raumes auf den psychoanalytischen Prozess, 2004). Sie bietet uns die Hypothese, dass der Analyseraum, ob fiktiv oder nicht, in jeder Analyse einer fünfstufigen Dynamik unterworfen sei.

Die erste Stufe beinhaltet vor allem eine eher konkretistische Gleichsetzung von Architektur und AnalytikerIn. Das Fenster des Raums sei beispielsweise Auge, die Einrichtung das noch Fremde seiner / ihrer Person.

In der zweiten Stufe eignen sich die PatientInnen den Raum nach und nach an und gingen dabei in Besitzstreit – es fielen wertende Bemerkungen zur Einrichtung, man fühle sich zunehmend daheim, bemerke kleinste Veränderungen, leihe sich die Bücher, etc. und erforsche dadurch die Beziehung.

In der dritten dynamischen Stufe werde das Sitz- oder Liegemöbel sehr relevant – es werde zum unanfechtbaren, schützenden und Regressionen erlaubenden Eigenraum der PatientInnen innerhalb des Analyseraums.

In der vierten Stufe bilde sich ein Sonderraum; Unvereinbarkeiten des Analyseraums mit der eigenen Persönlichkeit der PatientInnen machten sich bemerkbar, es werde immer klarer, dass sie es nicht für immer in diesem Raum aushalten werden, dessen Einrichtung ja doch nicht (zu) ihnen gehöre. Es komme zu einer unter Umständen eruptiven Ablösung.

In der fünften Stufe betrachteten die PatientInnen den Analyseraum von außen, aus räumlicher und zeitlicher Distanz. Er verliere in dieser Phase viel von Glanz, Größe und Glorie, erscheine

auf einmal karger und ungemütlicher. Es könne jedoch vorkommen, dass zukünftig eigene Raumgestaltungen doch auch auf diesen Analyseraum rückführbar seien.

Insofern spiegeln fiktive Therapieräume viel vom Grandiosen vor allem der dritten Stufe wider. Die imaginierten idealen Therapieräume in unserer Umfrage verweisen auf die bereits bei uns KandidatInnen ablaufende Dynamik zwischen Raumaneignung und -(selbst)findung. Und das eine oder andere scheinbare Hollywood-Klischee zum Thema Therapieraum hat nun doch seine tiefen dynamisch-unbewussten Wurzeln gefunden.

Über die Autorin:

Dr. Martina Brauns ist Psychotherapeutin/Psychoanalytikerin in Ausbildung unter Supervision am PSI. Sie ist tätig in universitärer Lehre und klinischer Forschung, in Alten- und Sterbebegleitung, in psychosozialen Tagesstrukturen sowie in psychiatrischer Station und Ambulanz.



RÜCKBLICK AUF DAS PROGRAMM AM PSI 2020

Das Sommersemester 2020 wurde am 13. März durch Institutsleiter Dr. Christoph Fischer und Ausbildungsleiter Dr. Gianluca Crepaldi eröffnet. Der im Anschluss geplante Vortrag von Dr. Annegret Boll-Klatt und Dr. Mathias Kohrs zu narzisstischen Pathologien, sowie der dazugehörige Workshop mussten aufgrund der aktuellen Lage leider ausfallen.

Für die KandidatInnen im Ausbildungscurriculum fanden in diesem Semester Seminare zu Erstgesprächen (Dr. Gabriele Worda), Allgemeiner Behandlungstechnik (Mag. Barbara Koch), Neurotischen Störungen (Univ.-Prof. Dr. Gerhard Schüßler) und der zweite Lesekreis zum Thema „Freuds Patienten“ (Dr. Binja Pletzer) statt. Weiterhin gab es zwei kasuistisch-technische Seminare unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Gerhard Schüßler. Ein Teil der Seminare wurde online abgehalten.

Der insbesondere in Wien tätige Psychoanalytiker und Facharzt für Psychiatrie und Neurologie, Univ.-Prof. Dr. Rainer Danzinger referierte im Sommersemester zur Frage nach der Aktualität des Themas der Perversion und leitete ebenfalls einen dazugehörigen Workshop.

Die Psychoanalytische Gruppenselbsterfahrung, die im März unter der Leitung von Mag. Christa Luger in Südtirol hätte stattfinden sollen, fand schließlich im Rahmen eines Nachholtermins im Oktober unter der Leitung von Mag. Simona Agnoli in den Räumlichkeiten des PSI statt.

Auch die für den März geplante Jahrestagung des Psychoanalytischen Seminars Innsbruck konnte nicht regulär stattfinden und

wurde auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Der Filmabend mit Diskussion zum Film „Moon“ unter der Leitung von DSAin Bianca Villunger konnte im Sommersemester 2020 leider nicht stattfinden.

Mit dem Abschluss des Sommersemesters 2020 konnten die fünf KandidatInnen Martina Brauns, Lukas Hartl, Simon Kindl, Manuel Ortner und Christoph Sporer aus dem Curriculum austreten.

Das Wintersemester 20/21 begann am 09. Oktober mit der Semestereröffnung, bei der auch drei neue KandidatInnen in der Ausbildungsgruppe willkommen geheißen wurden: Karin Labek, Florian Stimpfl und Anna Wenter.

Für die Ausbildungsgruppe fanden in diesem Semester Seminare zu Traum (Dr. Christoph Fischer), Modifizierten Verfahren (Dr. Isabella Deuerlein) und das Anamneseseminar (Dr. Isabella Deuerlein) statt. Der Lesekreis wurde in diesem Semester von Mag. Andrea Spiss geleitet und widmete sich dem Thema der Geschwisterbeziehungen. Auch in diesem Semester fanden zwei kasuistisch-technische Seminare unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Gerhard Schüßler statt. Der Großteil der Seminare wurde als Online-Veranstaltung abgehalten.

Gegen Ende des Semesters hielt der in Potsdam tätige Psychoanalytiker Prof. Dr. Hermann Staats einen Vortrag zum Thema Angststörungen und leitete einen dazugehörigen Workshop, wobei beide Veranstaltungen online stattfanden.

Die unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Rainer Danzinger angedachte Gruppenselbsterfahrung konnte leider nicht wie geplant stattfinden. Sie wurde um einen Mo-

nat in den Februar verschoben und fand erneut unter der Leitung von Mag. Simona Agnoli statt, die bereits im vorigen Semester kurzfristig die Leitung der Gruppenselbsterfahrung übernommen hatte und auf durchweg positive Resonanz der Ausbildungsgruppe gestoßen ist.

Leider konnten im Wintersemester weder die Jahrestagung des Psychoanalytischen Seminars Innsbruck, noch Vortrag und Workshop von Dr. Annegret Boll-Klatt und Dr. Mathias Kohrs zum Thema narzisstische Pathologien nachgeholt werden. Auch der Filmabend mit Diskussion unter der Leitung von DSAin Bianca Villunger konnte im Wintersemester nicht nachgeholt werden, weiterhin wurde die Praxiswerkstatt unter dem Titel „Die Vielfalt psychoanalytischen Arbeitens: Entwicklung einer eigenen Perspektive, psychoanalytisches Arbeiten in Organisationen und die Grenzen des psychoanalytischen Herangehens“ (MMag. Markus Walpoth und Mag. Tessa Zeis) unter den gegebenen Bedingungen abgesagt.

Mit dem Wintersemester 2020/21 schließen Dr. Astrid Bock, Dr. Eva Huber und Mag. Alexander Sporer ihre Ausbildung am Psychoanalytischen Seminar Innsbruck ab.

Lars Michael Steffes, MA.: Sozial- und Traumapädagoge. Ausbildungskandidat am PSI, derzeit in der KandidatInnenvertretung tätig.



VORSCHAU AUF DIE

COUCH

Sonderausgabe

Zum Thema:

Psychotherapiewissenschaft – zur Kooperation des Psychoanalytischen Seminars Innsbruck (PSI) mit der Sigmund-Freud-Privatuniversität (SFU) in Wien

Die Psychotherapiewissenschaft als eigenständige Disziplin hat in den vergangenen Jahren enorm an Bedeutung gewonnen.

Das PSI hat als erstes psychotherapeutisches Fachspezifikum in Österreich diese Entwicklung verstanden und wahrgenommen und mit der im Jahre 2005 frisch gegründeten SFU eine bis heute fortlaufende Kooperation begonnen. (siehe auch „Couch“ Jahrgang 1, 2012).

sieht (siehe da auch die Parallele zur Ausbildung an der SFU – die SFU als Vorläufer sozusagen...).

Dieses alles nehmen wir zum Anlass (auch als Würdigung des Engagements der vielen KollegInnen des PSI und der SFU, die dieses Projekt erst ermöglichten), um in einer Sonderausgabe der Zeitschrift „Couch“ diese Kooperation von Studium der Psychotherapiewissenschaft und fachspezifischer

Ausbildung zur PsychoanalytikerIn aus verschiedenen Blickwinkeln darzustellen.

Diese Sonderausgabe erscheint voraussichtlich im Herbst 2021.

Dr. Christoph Fischer



Diese Veränderung der psychotherapeutischen Ausbildungslandschaft ist inzwischen sehr deutlich sichtbar geworden, in Österreich sind viele Kooperationen der psychotherapeutischen Fachspezifika mit den Universitäten entstanden, und weitere sind am Entstehen.

Von Seiten des zuständigen Ministeriums in Wien ist diese Entwicklung zur Akademisierung der Psychotherapieausbildung schon seit langem angeregt worden und wird inzwischen mit Nachdruck auch gefordert. Schließlich ist in Deutschland unlängst eine Ausbildungsreform Gesetz geworden, die den Beruf des Psychotherapeuten auf Grundlage eines universitären Vollstudiums an den staatlichen Universitäten vor-



KREUZWORTRÄTSEL

1. Sichtbare Persona in Zeiten wie diesen - kollektiv und global
2. In SEINEM Observatorium benötigte er kein Teleskop
3. Guida di viaggio nella terra dei sogni

4. Nicht Sydney Pollack führt Regie in „Zukunft aus Afrika“ (2 Wörter)
5. Psychoanalytische Stahlschlaginstrumentalisierung
6. Zur ABWEHR ein Lavabo von Pontius Pilatus
7. Grillen, chillen, Bierchen killen. Wein, Weib & Gesang
8. Schändung mit der Hand
9. Rinn passé, Gnadenwald ade. Gute Zeit ist um, nun geht es nur mit ...
10. Gegründet 2009 treffen sich alle paar Wochen Krankenhaus und Schule
11. Eine Unsicherheit von Sophokles. Nicht in Bregenz, nein in Theben. Iokaste schenkte ihm das Leben
12. Savoir vivre in Innsbruck
13. In den USA gebräuchliche Maßeinheit des Drucks

by Kerstin Gieber & Philipp Klutz



Das Team der Psychotherapeutischen Ambulanz besteht aus engagierten jungen Psychoanalytiker*innen in Ausbildung unter Supervision, erfahrenen Psychotherapeut*innen sowie Lehranalytiker*innen, die für Leitung und Supervision der Ambulanz verantwortlich sind. Diese besondere Konstellation, die sich aus der Kooperation von drei Therapeut*innengenerationen ergibt, ermöglicht einen intensiven, qualitätsvollen Austausch zu Gunsten von Patient*innen.

TERMINVEREINBARUNG & KONTAKTAUFNAHME

Die Terminvereinbarung und die Kontaktaufnahme erfolgen telefonisch (Mo bis Fr) unter dieser Nummer:

+43 (0) 680 311 42 88

Hinweis: Sollte niemand abnehmen, hinterlassen Sie bitte Ihren Namen und Ihre Telefonnummer auf der Sprachbox. Jemand vom Team der Ambulanz wird Sie sobald als möglich zurückrufen.

KOSTENLOSE ERSTGESPRÄCHE

Wir bieten Ihnen ein bis zwei Gespräche an in denen Sie vertraulich über Ihre persönliche Situation reden können. Damit soll ein erstes Verständnis für Ihre Probleme gewonnen werden, um anschließend einen für Sie angemessenen Behandlungsvorschlag zu erarbeiten.

THERAPIEPLATZVERMITTLUNG

Nach dem ersten Gespräch und der Beratung im Team bieten wir Ihnen eine Vermittlung auf einen Psychotherapieplatz an. Falls keine Psychotherapie in Frage kommt, bemüht sich unser Team der Ambulanz um Empfehlung und Vermittlung anderer geeigneter psychosozialer Interventionsformen.

Hinweis: Was wir leider nicht anbieten können ist die Vermittlung auf einen Therapieplatz im Rahmen des Tiroler Modells. Da aber einige von uns noch in Ausbildung sind, können wir ein Stundenhonorar anbieten, das weit unter den gängigen Honoraren von bereits eingetragenen Psychotherapeut*innen liegt.

Leiter des Psychoanalytischen Seminars Innsbruck (PSI) und des Instituts für Angewandte Psychoanalyse (IAP):

Dr. Christoph Fischer

Das PSI ist zertifiziertes Ausbildungsinstitut für Psychoanalyse und Psychoanalytische Psychotherapie und als solches Mitglied des Österreichischen Berufsverbandes für Psychotherapie (ÖBVP) und des Tiroler Landesverbandes für Psychotherapie (TLP)





PSYCHOTHERAPEUTISCHE AMBULANZ INNSBRUCK

Wenn Sie

- den Anforderungen des täglichen Lebens aufgrund anhaltender Konflikte oder belastender Lebensereignisse nicht mehr gerecht werden können,
- sich in Ihren privaten Beziehungen, in Ihrer Familie, Ihrem Beruf oder Ihrer Ausbildung zunehmend überfordert oder eingeschränkt fühlen,
- an Ängstlichkeit, Traurigkeit, Stimmungsschwankungen oder anderen psychischen Problemen leiden,
- an körperlichen Beschwerden (wie z.B. Migräne, Schlafstörungen, Magenschmerzen) leiden, die trotz ärztlicher Abklärung keine oder nur unklare Befunde ergeben,
- sich und Ihr Umfeld besser verstehen möchten,
- einen Erkenntnisprozess zur Persönlichkeitsentwicklung einleiten möchten,

bietet Ihnen die Psychotherapeutische Ambulanz ganz unkompliziert ein bis zwei kostenlose Gespräche an.

PSI
AMBULANZ

**ANICHSTRASSE 40, 3. STOCK
6020 INNSBRUCK
+43 (0) 680 311 42 88
WWW.PSI-INNSBRUCK.AT**